

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
1 Stock, Ecke d-r Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 40

São Paulo, 22. März 1913

IX. Jahrg.

Kolonial-Statistik.

Unsere gesamte bundesbehördliche Statistik krankt daran, daß ihre Veröffentlichung viel zu spät erfolgt. Für die Einfuhr und Ausfuhr z. B. müssen wir im großen und ganzen noch heute mit den Zahlen des Jahres 1910 operieren, obwohl wir bereits im März 1913 stehen. Für 1911 sind zwar die Gesamtzahlen „bereits“ vollständig bekannt gegeben, aber die so wichtigen Detailzahlen stehen noch aus, und an die Zahlen für 1912 ist natürlich noch nicht zu denken. Ebenso ergeht es auf allen anderen Gebieten, und die Statistik des Besiedlungsamtes macht keine Ausnahme. Es wäre gewiß nicht zuviel verlangt, wenn jetzt, mehr als zwei Monate nach Jahresschluß, wenigstens die Zahlen für die Bundeskolonien von Ende 1912 veröffentlicht würden, denn die Kolonien sind nicht unzählig, die zu erfassende Bewegung ist nicht groß, und alle Kolonien stehen obendrein in bequemer Verbindung mit der Bundeshauptstadt. Statt dessen aber setzt die Informationsabteilung des Landwirtschaftsministeriums uns jetzt die Statistik für 1911 vor.

Während jenes Jahres wurde an der Besiedlung von 38 Kolonien gearbeitet, 1 in Espirito Santo, 2 in Rio de Janeiro, 10 in Minas Geraes, 9 in São Paulo, 10 in Paraná, 2 in Santa Catharina, 3 in Rio Grande do Sul, dazu 1 weitere in São Paulo auf Kosten der São Paulo—Rio Grande-Bahn. 18 davon sind Bundeskolonien: Affonso Penna in Espirito Santo; Viseconde de Mauá und Itatiaya in Rio de Janeiro; João Pinheiro und Inconfidentes in Minas Geraes; Bandeirantes und Monção in São Paulo; Ivahy, Tayo, Iraty, Vera-Guarany, Itaparã, Senador Correa, Jesuino Marcondes, Cruz Machado und Apucarano in Paraná; Annitapolis und Senador Esteves Junior in Santa Catharina. Mit Bundesunterstützung, aber auf Staatskosten bestehen 7 Kolonien: Vargem Grande, Constança, Santa Maria und Barão de Ayuruoca in Minas; Guarany, Ijuhy und Erechim in Rio Grande do Sul. In São Paulo gibt es 7 Kolonien ohne jede Verbindlichkeit der Union, ausschließlich auf Rechnung des Staates, der auch für die Einwanderung sorgt: Nova Europa, Nova Odessa, Gavião Peixoto, Nova Veneza, Jorge Tibiriçá, Pariquera-Assú und São Bernardo. 6 Kolonien werden von Staatsregierungen oder Gesellschaften ohne Beihilfe des Bundes unterhalten, beziehen

aber die Ansiedler durch den Bund: Itajubá, Francisco Salles, Nova Baden und Wenceslau Braz in Minas; Affonso Penna in Paraná; Nova Gallicia bei der Station Legru der São Paulo—Rio Grande-Bahn.

Die Bevölkerung der Bundeskolonien betrug am 31. Dezember 1911 26.324 Personen, von denen 4292 Familien mit 21.544 Personen auf Bauernland saßen und 802 Familien mit 4780 Personen an den Koloniesitzen wohnten. Der Nationalität nach waren:

	Familien	Personen
Oesterreicher	1840	13.885
Russen	596	2.649
Deutsche	510	2.610
Portugiesen	74	391
Holländer	58	325
Italiener	45	305
Spanier	23	139
Franzosen	19	91
Schweizer	17	78
Japaner	3	11
Schweden	3	17
Ungarn	1	9
Brasilianer	905	5.814

Total 5.094 26.324

Die Hauptprodukte waren Mais, Bohnen, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Hopfen, Flachs, Kartoffeln, Hirse, Wein, Baumwolle, Mandioka, Arrowroot, Erdnüsse, Tabak, Zuckerrohr, Kaffee usw. An Geflügel waren am 31. Dezember 1911 vorhanden 74.240 Stück, an Bienenstöcken 13.283 Stück, an Rindvieh 2565, Pferden 1933, Maultieren 594, Ziegen 1693, Schafen 150 und Schweinen 10.025, im Gesamtwert von 650:452\$. 4292 Familien mit 21.514 Personen schuldeten dem Bunde 2.458:389\$203, wovon 1.952:021\$819 auf den gestundeten Kaufpreis von Häusern und Landlosen und 506:367\$384 auf Beihilfen entfielen. 4765 Familien aus verschiedenen Kolonien baten das Besiedlungsamt, ihre im Auslande wohnhaften Verwandten und Freunde nachkommen zu lassen. In den von der Bundesregierung unterhaltenen oder unterstützten Kolonien gab es 1911 64 öffentliche Volksschulen, in denen 2723 Kolonistenkinder eingeschrieben waren. Der durchschnittliche Schulbesuch betrug 1622. Im einzelnen betrug die Bevölkerung der ebengenannten Kolonien Ende 1911:

	Fam.	Pers.
Affonso Penna (Esp. Santo)	357	2.024
Visconde de Mauá	89	491
Itatiaya	49	298
João Pinheiro	105	636
Inconfidentes	123	965
Bandeirantes	127	696
Monção	45	581
Ivahy	966	4.840
Tayo	74	361
Iraty	286	1.379
Vera-Guarany	847	4.208
Senador Correa	369	1.825
Jesuino Marcondes	66	345
Itapará	302	1.396
Cruz Machado	957	4.474
Annitapolis	275	1.307
Senador Esteves Junior	57	598
Guarany	1.769	9.464
Ijuhy	528	2.899
Erechim	928	5.010
Vargem Grande	36	201
Constança	63	363
Santa Maria	53	339
Itajubá	33	179
Affonso Penna (Paraná)	93	486
Nova Gallieia	400	1.895
Verschiedene alte Kolonien	1.043	5.664

Total 10.040 52.824

Die Produktionsstatistik ergibt folgendes Bild:

	Bestellte Fläche ha.	Einnahme Menge	Wert
Mais	36 397	62.600 000 Liter	2.504:027\$030
Bohnen	3.219	5.264.106 »	704:241\$000
Roggen	1.682	7.702.382 »	258:119\$100
Weizen	9.989	5.216.524 »	521:168\$000
Gerste	465	744:318 »	61:465\$000
Hafer	139	326:652 »	20:895\$000
Reis	1 696	6 145.916 »	536:710\$000
Kartoffeln	248	1.738.000 Kilo	260:626\$000
Kaffee	1.768	3.750.000 »	289:590\$000
Luzerne	456	405.000 »	54:388\$000
Mandioca	4.920	—	785:824\$000
Baumwolle			
Erdnüsse			
Gemüse			
Flachs			
Hopfen	6.681	—	109:294\$350
Süßkartoffeln			
Kürbis			
Zuckerrohr			
Diverse			1.024:649\$900
Produkte tierischen Ursprungs			1.121:538\$420
Total	59.660		7.652:535\$800

Georg I., König der Hellenen ✦

Aus Athen kommt die überraschende Meldung, daß Georg I., König der Hellenen, in Saloniki ermordet worden ist. Kurz nach zwölf Uhr mittags ging der Monarch in Begleitung seines Adjutanten über die Straße, als er plötzlich eine Kugel in den Rücken bekam, die seinen Körper durchschlug und seinen augenblicklichen Tod herbeiführte. Der Mörder wurde sofort gefangen genommen. Er soll Alexander Schinas heißen und etwa vierzig Jahre alt sein. Seine Nationalität ist noch unbekannt. Er gibt

keinen Grund seiner Tat an und trägt die größte Gleichgültigkeit zur Schau. Nach einer anderen Meldung soll er sich als Sozialist bezeichnet haben. Man hält ihn für geistesgestört.

Soweit die Nachrichten. Sie sind zu mangelhaft, um sich ein Urteil zu bilden, aber die Vermutung ist wohl gestattet, daß der Mörder entweder ein Albaner oder ein Türke sein muß und daß es sich wohl um eine Explosion nationalen Hasses handelt. König Georg I. befand sich in einer erst vor kurzem eroberten Stadt, unter deren Bevölkerung wohl viele Todfeinde der Griechen existieren, und es war daher von dem Monarchen mehr als unvorsichtig, sich frei unter diesen Leuten zu bewegen, deren Lande seine Soldaten so harte Schläge versetzt hatten. Die Hypothese, der Mörder könnte im Auftrage eines internationalen revolutionären Komitees gehandelt haben, ist wohl von vornherein von der Hand zu weisen.

Die Trockenheit der vorliegenden Telegramme ist auffallend, man möchte fast sagen, verletzend. Als vor einem Jahre ein geistig kranker Junge an dem Wagen des italienischen Königs vorbeischoß, da seufzte der elektrische Draht stundenlang und spaltenlange Telegramme wurden nach allen Richtungen in die Welt geschickt; jetzt fällt der König der Hellenen nach einer Regierung von fast fünfzig Jahren, nach einem langen Tagewerk voll Mühen und Opfern der Kugel eines feigen Meuchelmörders zum Opfer und der Draht bringt nur ein paar magere Telegrammchen, und nur von London kommt die Nachricht, daß der Tod des unglücklichen Monarchen eine tiefe Trauer verursacht habe. Die Solidarität Europas ist noch schwach: wer nicht vom Zentrum ist, der zählt nicht ganz mit, und wer ein halbes Jahrhundert lang durch unsichtige Regierung ein zerrüttetes Land zu einem wohlorganisierten Staatswesen macht, der ist deshalb — so scheint es — doch nur ein König zweiter Klasse.

Das Ländchen ist klein, über das zu regieren Georg I. berufen war, das Völkchen, das er regierte, gehört nicht zu den an erster Stelle genannten, und doch hat er, den jetzt die mörderische Kugel aus dem Leben riß, ein Werk vollbracht, das vollbracht zu haben sich mancher Fürst eines grossen Landes und eines großen Volkes nicht rühmen kann. Er war am 24. Dezember 1845 als Sohn des Königs Christian IX. von Dänemark geboren und übernahm mit Einverständnis der drei Schutzmächte am 30. Oktober 1863 die Regierung Griechenlands. Verheiratet war er mit der russischen Großfürstin Olga Konstantinowna. Er hinterläßt fünf Söhne: Konstantin, jetzt König, Georg, jetzt Gouverneur auf Kreta, Nikolaus, Militärgouverneur von Saloniki, Andreas und Christoph. Seine einzige Tochter Maria ist mit dem Großfürsten Georg Michailowitsch verheiratet. — Auf König Georg wurde schon am 26. Februar 1898 ein Attentat verübt.

Wochenschau.

— Die Kaffeepreise fielen am 18. in Hamburg so tief, wie sie seit 15 Monaten nicht mehr gewesen sind. In derselben Stadt ist das Gerücht verbreitet worden, daß die paulistaner Staatsregierung, um die Valorisation ganz durchführen zu können, eine Anleihe von 150 Millionen Mark aufnehmen wolle. Das „Berliner Tageblatt“ bezweifelt dieses Gerücht und zwar mit vollem Recht.

— Eingetroffenen Telegrammen zufolge ist an der norwegischen Küste der deutsche Dampfer „Peruvia“ gescheitert. Einige Matrosen seien ertrunken. Weitere Einzelheiten fehlen.

Sowohl an der Nordsee- wie an der Ostseeküste hat ein furchtbarer Sturm getobt. Auf der Elbe scheiterten mehrere Fahrzeuge und dabei kamen acht Personen ums Leben. In Kiel scheiterte ein türkischer Mineleger. Die Schifffahrt auf der Elbe war wegen des Sturmes sehr erschwert. Der durch den Orkan angerichtete Schaden ist noch nicht abgeschätzt.

— In Frankfurt a. O. wurden der vielgenannte Sternickel und seine drei Komplizen zum Tode verurteilt.

— In Berlin wurden einem durchreisenden Russen Schmueksachen im Werte von fast 130.000 Mark gestohlen.

— Die deutsche Ausfuhr erreichte im Monat Februar die ansehnliche Summe von 870 Millionen Mark, die Einfuhr 837 Millionen Mark.

— In Köln verstarb der in den letzten Jahren sehr oft genannte Pastor Jatho. Karl Jatho war am 25. September 1851 in Kassel geboren und wurde 1876 ordiniert. Er wirkte zuerst in Bukarest, nachher in Boppard und zuletzt in Köln. Im Jahre 1905 wurden von mehreren Gemeindemitgliedern Beschwerden gegen seine Lehre erhoben, die Angelegenheit wurde aber bald beigelegt. Im Jahre 1911 häuften sich aber die Beschwerden gegen ihn und im Juni desselben Jahres wurde er von dem Spruchkollegium seines Amtes entsetzt. Der Fall Jatho hat sehr viel Staub aufgewirbelt und man hat dem genannten Kollegium vorgeworfen, daß es inquisitorisch verfahren habe. Durch die Amtssetzung wurde Pfarrer Jatho einer der populärsten Männer Deutschlands.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ weist die Behauptung einiger deutscher Blätter zurück, daß die neue Heeresvorlage sich direkt gegen eine der Nachbarmächte richte. Die mit dem Balkankrieg zusammenhängenden Ereignisse hätten gezeigt, daß die europäische Lage sich geändert habe und dieser veränderten Lage habe Deutschland Rechnung tragen müssen. Es sei notwendig, die übertriebene Sprache gewisser französischer Blätter zurückzuweisen, die nur Mißverständnisse provozieren könne.

England.

— Ueber ein für die Kultur hochbedeutungsvolles Ereignis wird aus London berichtet. Dort wurde zwischen den Boxern Wells und Smith ein Match ausgetragen. Zuerst schlug Wells Smith blutig, aber beim zweiten Gang änderte sich das Bild. Smith gab seinem Gegner solche Stöße gegen den Magen, daß er hinfiel. Als Wells sich wieder aufrichtete, bekam er von Smith einen Schläger unter das Kinn, daß er fünf Minuten lang besinnungslos dalag. Trotz dieses Schlages wurde der Kampf, nachdem Wells aufgestanden, fortgesetzt. Nochmals schlug Smith ihn zu Boden, wo er neun Minuten liegen blieb, und nochmals begann der Kampf von neuem, bis schließlich Wells ohnmächtig davongetragen werden mußte. Als dieses geschah, brach das Publikum in einen lauten Beifall aus. Zwei Menschen mit den Kräften und dem Verstande eines Ochsen hatten sich gegenseitig blutig gestoßen und deshalb brüllte die ganze Kinderherde.

— Der londoner „Economist“ ist mit der Royal Mail nicht zufrieden. Das Blatt kritisiert die Schifffahrtsgesellschaft deshalb, weil ihre Dampfer in Rio de Janeiro nicht an die Hafenanlagen anlegen. Dadurch, daß die Royal Mail sich nicht bemühe, das sie ihre hervorragende Stellung zugunsten der deutschen Dampfer verlieren. Die Royal Mail sollte sich nichts mehr einbilden, denn die nichtenglischen Gesellschaften ließen jetzt zwischen Europa und Süd-

amerika Dampfer verkehren, die den ihrigen in keiner Weise nachstünden.

Italien.

— Unsere italienischen Freunde fahren fort, Brasilien Höflichkeiten an den Kopf zu werfen. Jetzt hat sich auch das offiziöse „Popolo Romano“ zu Worte gemeldet und besonders darauf hingewiesen, daß gerade die italienischen Deputierten, die Brasilien besucht haben, darin einig sind, daß dieses Land den Auswanderern nicht empfohlen werden könne. Die anderen Blätter führen dieselbe Sprache.

Frankreich.

— Aus Casablanca, Marokko, wird gemeldet, daß dort französische Soldaten, als sie mit klingendem Spiel an dem Hause eines Deutschen vorbeimarschierten mit Steinen beworfen wurden. Zwei Soldaten und der Kapellmeister sollen verletzt worden sein. Die Menge stürmte das Haus und mißhandelte zwei dort angetroffene Männer. Der deutsche Konsul hat gegen dieses Vorgehen protestiert und es ist bereits eine Untersuchung eingeleitet worden.

Der Balkankrieg.

Die Nachrichten lauten sehr widersprechend. Die eine meldet, daß der Friede so gut wie gesichert sei, die andere sagt wieder, daß die Türkei von einem Friedensschluß nichts wissen wolle. Interesse verdient die Meldung, daß Arabien sich von der Türkei losreißen und sich selbständig erklären wolle. Da hätten die Engländer ja wieder etwas zu protegierten!

Ueber London kommt die Meldung, daß die Besatzung von Adrionopel sich ergeben wolle, aber nur unter der Bedingung, daß ihr bei dem Abzug die militärischen Ehren erwiesen werden, was die Bulgaren wieder nicht zugestehen wollten. Eine andere Nachricht sagt wieder, daß die Verteidiger der Cataldeha-Linie so kriegslustig seien, daß ihre Offiziere mit der Drohung, nach Konstantinopel zu marschieren, die Erlaubnis erzwingen wollten, die Offensive ergreifen zu dürfen. — Ein gewisses Aufsehen kann auch die Nachricht erregen, daß die türkische Regierung in der österreichisch-ungarischen Botschaft eine Verhaftung vorgenommen habe. Der Verhaftete sei ein gewisser Luft-bey, der unter dem Verdachte stehe, gegen die neue Regierung konspiriert zu haben.

Die Griechen sollen verschiedene albanische Städte besetzt haben. Deshalb herrsche unter den Albanern eine große Aufregung. Auch in Italien ist man durch diese Meldungen beunruhigt. — Die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland sollen sich wieder verschlimmert haben. So wissen wenigstens englische Zeitungen zu melden. In Kiew, dem Hauptsitz der russischen Panslawisten, soll eine große Volksmenge gegen Oesterreich-Ungarn demonstriert und das Bild Kaiser Franz Josefs auf offenem Platze verbrannt haben. Diese Nachricht bedarf noch der Bestätigung. Sonderbar wäre es, wenn man in Kiew, wo doch jede Manifestation unterdrückt wird, der Gouverneur meißt imstande gewesen sein sollte, diese ein Nachbarland tief kränkende Pöbeleien zu verhindern.

Alle unsere Abonnenten,

die vom abgelaufenen Jahre 1912 mit ihrer Zahlung noch im Rückstande sind, werden ersucht, dieser Aufforderung umgehend nachzukommen, damit in der Zustellung des Blattes keine Störung eintritt.

Der Verlag.



Notizen.

São Paulo.

Einem vernünftigen Standpunkt nimmt die Telegraphenverwaltung ein. Am Sonntag schickte ein Herr von der Agentur in der Braz ein Telegramm nach Iguape. Der Telegraphenbeamte forderte ihm mehr Geld ab als vorgeschrieben und der Herr mußte bezahlen. Mit dem Empfangsschein ausgerüstet, begab er sich nun nach dem Hauptamt in der Rua São Bento und brachte dort eine Reklamation vor. Man gab ihm recht, er erhielt das zu viel gezahlte Geld aber nicht wieder, denn in dem Reglement sei ein solcher Fall nicht vermerkt, daß das Hauptamt Geld zurückerstatten soll, das eine Agentur zu viel eingenommen. Das ist sehr vernünftig. Die Untergebenen zwacken dem Publikum zu viel Moneten ab und die Vorgesetzten geben dem Klageführenden recht; damit muß er aber auch zufrieden sein, denn das Bewußtsein, sich im Recht zu befinden, ist unzweifelhaft mehr wert als das bisschen Mammon, das man dabei verloren hat. Die Republik ist das Regiment der Gerechtigkeit, diese besteht aber darin, daß man sein Recht bekommt; von der Zurückerstattung zu viel gezahlten Geldes ist aber in dem Programm der Republik nicht die Rede, also existiert auch nicht die Verpflichtung, etwas zurückzuerstatten.

Noch eine schwere Anklage. Das bestiale Attentat gegen den Schüler Manoel Rodrigues des Lyzeums zum heiligsten Herzen Jesu hat eine schnelle und gründliche Aufklärung gefunden. Das Opfer der Perversität eines anderen nannte, wie in unserer Sonnabendnummer ausführlich berichtet, zuerst einen gewissen Samuel als den Attentäter und nachher bezeichnete er wieder einen jungen Mann namens Antonio Golini, der in seiner Wohnung in der Rua do Carmo Nr. 19, verhaftet wurde. Zum Delegado Dr. Cantinho Filho geführt, leugnete Golini, der Urheber der an dem Knaben verübten Schandtät zu sein. Zur Bekräftigung seiner Anssage erbot er sich, den Nachweis zu führen, daß er an dem Tage, an dem Manoel Rodrigues vergewaltigt sein sollte, gar nicht im Lyzeum gewesen sei. Die geistlichen Lehrer der genannten Anstalt beeilten sich wieder ihrerseits, Antonio Golini das beste Zeugnis auszustellen und auch sie sagten, daß Golini, der übrigens nicht 20, sondern erst 16 Jahre alt ist, am 23. Februar sich nicht in der Schule befunden habe. Glücklicherweise besaß die Polizei ein unfehlbares Mittel, die langwierigen Nachforschungen zu vermeiden — die Untersuchung des Gesundheitszustandes Golinis: War er syphilitisch, dann blieben keine Zweifel mehr übrig, daß er der Urheber des Attentates war, war er gesund, dann fiel die gegen ihn erhobene Anklage in sich selbst zusammen. Die Untersuchung wurde vorgenommen und das Resultat war die Feststellung, daß Golini noch niemals eine venerische Krankheit gehabt hat. Jetzt war der Nachweis schon erbracht, daß Manoel Rodrigues die Wahrheit verheimlicht hatte und diejenigen, die einen der geistlichen Lehrer der Tat beschuldigen wollten, kamen am Sonnabendabend vollkommen auf ihre Rechnung, denn die Abendblätter verbreiteten nur die Nachricht, daß Golini unschuldig sei und daß man nach dem Schuldigen erst süchen müsse, was natürlich der Phantasie und dem Kombinationstalent den allergrößten Spielraum ließ. Man fand es sogar unbegreiflich, daß der mit der Führung des Prozesses betraute, als tüchtiger Anwalt und ebenso tüchtiger Antiklerikaler bekannte Dr. Antonio Covello noch erst mit dem Direktor des Lyzeums sprach, anstatt ge-

gen ihm selbst die Untersuchung beantragen. Die gemäßigeren Geister dachten allerdings anders. Sie sagten sich, daß der dem Klerus absolut nicht wohlgesinnte Anwalt, der als Onkel des Opfers doch alles Interesse daran hatte, das Verbrechen aufzuklären, die Anklage gegen die Anstaltsleitung nicht unterlassen würde, wenn er nicht selbst von ihrer Unschuld überzeugt wäre. Noch auffälliger war es, daß sowohl die wagen Aeußerungen des Delegado wie einige Bemerkungen Dr. Covellos durchblicken ließen, daß die Polizei bereits auf einer anderen Fährte sei. An demselben Abend — allerdings schon zur späten Stunde — erfuh man die volle Wahrheit. Manoel Rodrigues hatte einen dritten Namen genannt und dieses Mal einen seiner Vetter beschuldigt. Dieser wurde sofort von der Polizei gesucht und gefunden. Der neue Angeklagte, ein 19jähriger Junge namens Reynaldo Rodrigues, verlegte sich anfänglich aufs Leugnen, er widersprach sich aber und als die ärztliche Untersuchung, die am Sonnabend nachmittag vorgenommen wurde, an ihm dieselbe venerische Krankheit feststellte, mit der Manoel Rodrigues angesteckt ist, da blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Schuld einzugestehen und ein umfassendes Geständnis abzulegen, das mit den Aussagen des Opfers in allen Stücken übereinstimmt. Demnach ist die Tat nicht im Lyzeum zum heiligsten Herzen Jesu, sondern in Sorocaba im Hause eines gemeinsamen Onkels der beiden Vetter verübt worden und zwar am 6. Februar. Manoel hat den Namen des Schuldigen wohl weniger aus verwandschaftlichen Gefühlen verheimlicht, als aus Angst vor Rache. — Der sensationelle Fall hat also seine Aufklärung gefunden und die Salesianerpatres, die in den letzten Tagen bange Stunden ausgestanden haben, können wieder aufatmen, denn das Attentat ist weder von einem ihrer Zöglinge noch in ihrem Hause verübt worden. Daß der Fall antiklerikal ausgebeutet werden sollte, davon zeugt ein nach Rio de Janeiro abgesandtes und in der dortigen Presse verbreitetes Telegramm. Diese Depesche meldet ganz im Gegensatz zu den ersten Aussagen Manoels, daß ein Lehrer der Verbrecher sei und daß dieser, um seine Absicht ausführen zu können, das Opfer an einen Baum gebunden habe. Da der Knabe von keinem Lehrer gesprochen hat, so kann diese Meldung nur einem schlechten Willen entsprungen sein. Anders verhält es sich natürlich mit den Blättern, die, bevor Manoel Rodrigues seine erste Anklage ausgesprochen hatte, dem Gerücht Verbreitung gaben, daß wohl ein Professor des Lyzeums der Schuldige sei.

Die „Western Telegraph Company“ wird in Santos einen neuen Monumentalbau für ihr Geschäftsgebäude aufführen lassen. Der Neubau kommt in die Rua 24 de Maio, Ecke Frei Gaspar, zu stehen und wird vier Stockwerke hoch. Die Direktion in London hat von den eingegangenen Entwürfen das Projekt des Architekten Herrn Anton Rapp, Avenida Brigadeiro Luis Antonio Nr. 245, São Paulo, angenommen und hat genanntem Herrn auch die Bauleitung übertragen. Die Bauausführung, mit der sofort begonnen wird, liegt in den Händen des Architekten Herrn Edmund Krug in Santos.

Eisenbahnen. Zwischen der „Companhia Paulista“ und der Staatsregierung wird dieser Tage der Vertrag betreffend den Bau einer Eisenbahn von Nova Odessa nach Piracicaba unterzeichnet werden. Die Gesellschaft hat die Sicherheitssumme im Betrage von 62 Contos hinterlegt.

Kinderhospital. Die Munizipalkammer hat dem Kinderhospital eine Beihilfe von zehn Contos bewilligt.

Staatsanleihe. Am Montag, den 17., hat die Staatsregierung von São Paulo in London eine Anleihe von 7½ Millionen Pfund Sterling aufgenommen. Diese Anleihe wurde durch das Bankhaus Schroeder vermittelt.

Sanitätsdienst. Am Sonnabend wurden fünfzehn Aerzte zu Sanitätsinspektoren ernannt. Diese Massenernennung ist natürlich nicht unbemerkt geblieben, aber wenig werden die Stimmen sein, die an der Maßnahme der Regierung etwas zu tadeln haben. Daß die Schaffung der fünfzehn neuen Stellen mit neuen und nicht unbedeutenden Auslagen verbunden ist, ist klar, aber sie war notwendig, denn mit dem Sanitätsdienst stellt es in unserer Stadt leider nicht am besten und die fünfzehn Neuerannten werden noch genug Arbeit haben. — Mit der Fiskalisation, dem Häuserbesuch etc. ist aber noch nicht alles geschehen. Man muß vor allen Dingen für die Reinlichkeit der Stadt sorgen und dann kann auch die Wohnungsfrage nicht vergessen bleiben, denn gerade die schlechten Wohnungen, die Cortiços, in welchen zahlreiche Familien ohne jede Hygiene zusammenwohnen, bilden für die Gesundheit der Stadt eine permanente Gefahr. Diese Gefahr können die Sanitätsinspektoren nicht beseitigen, aber wohl die Regierung, die durch ihre Ernennung gezeigt hat, daß sie sich für die Gesundheit der Stadt interessiert.

Propaganda in Rußland. Im Auftrage des Kommissariats des Staates São Paulo in Berlin wird Herr Carlos Gerke sich nach Rußland begeben, um für den brasilianischen Kaffee Propaganda zu machen. Er wird, mit Petersburg beginnend, die größten Städte Rußlands besuchen und sich mit Kaufleuten in Verbindung setzen. Er wird sich auch für die Eröffnung einer direkten Schiffahrtslinie zwischen Santos und Odessa interessieren. Unserer Ansicht nach ist Rußland in doppelter Hinsicht ein Markt, der die Aufmerksamkeit unseres Staates verdient. Es kann uns große Mengen Kaffee abkaufen und ungezählte tausende von Auswanderern abtreten. Dabei braucht man nicht an die eigentlichen Russen zu denken, die nicht gern ihre Heimat verlassen. Das russische Völkerchaos hat Elemente, die ganz im Gegensatz zu den Balkanvölkern, auf den „großen Bruder“ absolut nicht gut zu sprechen sind und die würden leicht zu bewegen sein, ihre Heimat mit Brasilien zu vertauschen. Wenn man von russischen Auswanderern spricht, dann denkt man wohl gewöhnlich an Dynamit, Schießbaumwolle und andere schönen Dinge, es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß jeder russische Bauer oder Arbeiter ein vollendeter Terrorist und in der Bombenfabrikation wohlbewandert sei. Mit den russischen Einwanderern hat Brasilien bisher nur gute Erfahrungen gemacht.

Nachklänge des Brandes einer Hutfabrik. Wie unseren Lesern erinnerlich sein dürfte, brannte am 18. Februar 1912 in der Rua Santo Antonio die einem gewissen Guido Maredei gehörige Hutfabrik nieder. In den Flammen kam die Schwägerin des Genannten um und mit ihr auch ein Kind. Da man den Brand nicht für zufällig hielt, so wurde Maredei prozessiert und der Richter hielt die gegen ihm vorgebrachten Beweise für hinreichend, um ihn in den Anklagezustand zu versetzen. Vor das Schwurgericht gestellt, wurde Maredei freigesprochen, aber die Staatsanwaltschaft appellierte und sein Prozeß wurde nochmals vor die Jury verwiesen. Am Sonnabend fand nun die zweite Schwurgerichtsverhandlung statt und Maredei wurde nochmals freigesprochen. Sein Verteidiger erlaubte sich in seiner Rede die Behauptung, daß der Prozeß nur von den Versicherungsgesellschaften veranlaßt worden

sei, die sich den kontraktlichen Verpflichtungen entziehen wollten. Die Geschworenen ständen aber nicht im Brot dieser Gesellschaften und deshalb müßten sie seinen Klienten freisprechen. — Ob die Gesellschaften diese Anrempelung wohl so ruhig hinnehmen werden?

Die Einwanderertransporte werden nicht besser. Am Montag, den 17., lief der französische Dampfer „Italie“ in Rio de Janeiro ein. Er hatte eine große Anzahl Einwanderer an Bord und sofort erfüllt man, daß die Ueberfahrt wieder ebenso schrecklich gewesen war wie früher. Auf hoher See sind drei Kinder gestorben, die Verpflegung war unter aller Kritik, von einer Hygiene konnte auch nicht die Rede sein, unter den Zwischendeckern brachen verschiedene Krankheiten aus — es war wieder echt französische Wirtschaft: großes Phrasengebimmel und nichts dahinter, humane Versprechungen und viehische Behandlung. Die Hafenz Polizei der Bundeshauptstadt hat bereits eine Untersuchung eingeleitet, die aber wohl schwerlich etwas anderes feststellen wird, als die schon allbekannte Tatsache, daß die Dampfer der „Sudatlantique“ sich wohl für Viehtransporte aber nicht als Auswandererschiffe eignen.

Mit dem Postpaketendienst wird es nicht besser. Er geht den Schneckengang weiter und es sind auch noch keine Anzeichen vorhanden, daß man eine Besserung erwarten könne. Der Delegado-Fiscal hat sich bemüht, den Dienst zu bessern, aber ohne jeden Erfolg, denn es hängt leider nicht von ihm ab, der Schlamperei ein Ende zu machen. Es liegt am System, das er nicht ändern kann. Man wartet auf die Intervention des Finanzministers, aber Herr Dr. Francisco Salles scheint mit wichtigeren Sachen beschäftigt zu sein, denn er macht keine Miene, besser einzugreifen. Es wäre vielleicht am besten, man gäbe diesen Dienst überhaupt auf, bis Brasilien Beamten hat, die arbeiten wollen und ein System des Postdienstes, das nicht an das siebzehnte Jahrhundert erinnert.

Zwei Banditen gefangen. In São Joaquim, Munizip Orlandia, wurden die Banditen Trajano Antonio Caldeira und Bemvindo da Costa abgefaßt, als sie gerade dem Kaufmann Theotonio de Oliveira einen Besuch abstatteten und unter Todesdrohungen von ihm Geld erpressen wollten. Die beiden Banditen waren seit längerer Zeit der Schrecken des ganzen Munizips und die Bevölkerung ist jetzt froh, daß diese vielfachen Mörder jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen.

Neue Markthalle. Dieser Tage wird die Präfektur einen Wettbewerb ausschreiben, betreffend die Errichtung einer neuen Markthalle auf der Varzea do Carmo. Die Kosten der neuen Halle werden auf ca. zweitausend Contos veranschlagt. Nach der Errichtung des neuen Marktes würde man den alten verkaufen und man hofft, für das Gebäude und Grundstück ungefähr dasselbe zu bekommen, was die neue Halle kostet. Das ist des Optimismus jedenfalls etwas zu viel, denn die Munizipalität bekommt in der Regel nicht das, was sie ausgibt.

Flötenkonkurrenz. Die hiesige „Universidade Musical“ wird hier eine Flötenkonkurrenz veranstalten, an der jeder Musiker, ob er nun vom Beruf oder ein Liebhaber ist, wird teilnehmen können. Jeder von ihnen wird drei Opern vom Blatte spielen müssen. Die Konkurrenz findet heute statt.

Neues Krankenhaus. Ein hiesiger Arzt will hier unter dem Namen „Hospital de Beneficencia Internaeional“ ein neues Krankenhaus gründen, der von einem Verein erhalten werden soll. In diesem

Verein wird jeder Aufnahme finden können, und wird er seine Mitglieder auf dieselbe Weise unterstützen wie die Beneficencia Portuguesa.

Der Schulstreik in Piracicaba ist beigelegt. Die Zöglinge sind alle in ihre Klassen zurückgekehrt. Heute morgen ist der Ackerbausekretär, Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, nach Piracicaba abgereist, wo er die Beschwerden der Zöglinge prüfen wird.

Der Schulstreik in Piracicaba ist beigelegt. Die Regierung war entschlossen, die Schule schließen zu lassen und das hat die jungen Herren veranlaßt, über die Sache etwas nachzudenken. Natürlich haben auch die Väter in diesem Sinne interveniert. Nachdem die Zöglinge in die Schule zurückgekehrt sein werden, wird die Regierung die von ihnen erhobenen Beschwerden prüfen, und sollte die Schulordnung, wie sie es behaupten, wirklich zu hart sein, dann wird die Regierung einige Änderungen vornehmen. Mit streikenden Schülern wollte das Ackerbausekretariat nicht verhandeln.

Automobilunfall. Am Montag morgen wurde in Villa Marianna, auf dem Largo Guanabara das Automobil Nr. 1310 von einem Bond überfahren und fast vollständig zerstört. Das Automobil fuhr hinter einem nach der Stadt zurückkehrenden Straßenbahnwagen her. Als beide Vehikel auf dem Largo Guanabara ankamen, wollte der Chauffeur den Bond überholen, unbekümmert darum, daß auf dem anderen Geleise ein anderer Wagen ihm entgegenfuhr, denn er dachte, diesem noch rechtzeitig ausweichen zu können. Dieses geschah aber nicht und das Automobil prallte gegen den von der Stadt kommenden Straßenbahnwagen. Der Chauffeur besaß noch die Geistesgegenwart und die Gewandtheit, das gefährdete Vehikel zu verlassen und auf den Bürgersteig zu springen. Ihm geschah nichts, das Auto sah aber jämmerlich aus. Es blieb zwecks Feststellung des Schadens längere Zeit auf der Stelle des Zusammenstoßes liegen, und jeder, der vorbeiging, freute sich über den hilflosen Zustand einer Mordmaschine. Nach allen Zeugenaussagen ist nur der Chauffeur an dem Unfall schuld. Er wollte keine Sekunde warten und seine Waghalsigkeit führte den Zusammenstoß herbei. Glücklicherweise befand sich kein Passagier in dem Auto.

Stadtreinigung. Die Munizipalität hofft, den Stadtreinigungsdienst in vier Monaten neu zu organisieren und dann soll São Paulo, das den Ruf genießt, die schmutzigste Stadt Brasiliens zu sein, der Abwechslung halber die reinste — eine wahre Stadtperle werden. Die Botschaft haben wir vernommen, wir wissen aber nicht, ob wir ihr glauben sollen. Daß die Präfektur die Reorganisation erst in vier Monaten durchführen will, ist eher zu loben als zu tadeln, denn in der Zeit kann sie wirklich etwas leisten, wenn sie das Werk aber schon in vier Wochen fertigbringen wollte, dann würde aus ihm erst recht nichts werden.

Wunderbar ist nichts dagegen. Am 18. November ließ die fluminenser Firma Dias Garcia & Comp. in Barbacena einen Waggon der Zentralbahn mit 1650 Tonnröhren beladen, die für einen Herrn Vieira Ferraz in Pindamonhangaba bestimmt waren. Der Waggon ging von Barbacena ab, in Pindamonhangaba ist er aber bis jetzt noch nicht angekommen. Der Kaufmann, für den die Ladung bestimmt war und der die Röhren dringend benötigt, hat reklamiert und Nachforschungen angestellt, aber der Wagen ist und bleibt verschwunden. Der schwere Lastwagen hat sich unterwegs wohl in einen Acroplan verwandelt und ist davongeflogen. Bisher verschwanden nur einzelne Ladungsstücke, jetzt ist aber schon ein ganzer Wagen verschwunden, und

da sich hierzulande alles entwickelt, alles voranschreitet, alles größer wird, so kann man erwarten, daß eines schönen Tages auch eine Lokomotive, dann ein ganzer Zug und zum Schlusse die ganze Zentralbahn verschwinden wird, d. h. wenn vorher nicht der päpstliche Graf Paulo de Frontin selber verschwindet, dem Brasilien den wunderbaren Dienst auf der Zentralbahn verdankt. — Vor einigen Wochen lasen wir in der bezahlten Abteilung einer fluminenser Zeitung ein Loblied auf die dienstvollsten Brasilianer und diese waren nach Ansicht des Verfassers Luiz Gomes, José Bonifacio, dem unser Land die Unabhängigkeit verdankt, Barão do Rio Branco, der die Grenzen geregelt und dadurch die Möglichkeit beseitigt hat, einen Krieg führen zu müssen, und ebendieser Graf Paulo de Frontin, der durch die musterhafte Organisation der Zentralbahn in der ganzen Welt Bewunderung erregt habe. — So denkt Luiz Gomes, er ist aber etwas voreilig — Paulo de Frontin hat noch nicht den Gipfel des Ruhmes erklommen, er muß sich noch weiter bemühen, er muß ganze Arbeit liefern und dafür sorgen, daß von der Zentralbahn auch nichts mehr übrig bleibt — erst dann wird er wirklich groß sein. Seine Größe wird man freilich niemals mit der Größe der zwei berühmten Toten vergleichen können, ohne einen logischen Sprung zu machen, denn das Wirken José Bonifacios und Rio Brancos war positiv, das Wirken Frontins aber ist negativ — sie haben gebaut, er hat es sich zur Aufgabe gestellt, zu zerstören. Da es aber Leute gibt, welche die Zerstörung des Alten für den Anfang des Neuen halten, so wird Frontin, wenn er sein Ziel wirklich erreicht, eine getreue Verehrerschar erwerben und zu dieser wird auch Herr Luiz Gomes gehören. Als Verehrer der Zerstörung sollte er aber nicht die Männer ehrend erwähnen, die gebaut haben.

Meetings in Sicht. Man hat sich vielfach über die Ruhe der paulistaner Arbeiter gewundert. Während ihre Genossen in der Bundeshauptstadt, die unter der Teuerung in keiner Weise mehr zu leiden haben, schon seit einigen Wochen agitieren und manifestieren, haben sich die hiesigen Arbeiter, obwohl sie in noch viel größerem Maße als die Cariocas, dem „Anarchismus“ huldigen, sich einer wirklich ersaunlichen Ruhe befleißigt. Jetzt wollen aber auch sie die öffentlichen Plätze betreten und gegen die Teuerung protestieren. São Paulo hat seit längerer Zeit keine Meetings gehabt. Die letzte Manifestation dieser Art war der Protest gegen die „falsche Idalina“ am 12. März 1911, also vor genau zwei Jahren. An jenem denkwürdigen Abend haben sich weder die Polizisten noch die Manifestanten mit Ruhm bedeckt und es wäre fatal, wenn sich solche Szenen wiederholen würden wie damals. Der Grund der Manifestation ist dieses Mal freilich ein anderer. Bei dem Idalina-Rummel wußte niemand, um was es sich denn eigentlich handelte, jetzt weiß aber jedes Kind, daß der Protest sich gegen diejenigen richtet, die mit durch mehr oder minder verwerfliche Praktiken die Preise der Lebensmittel in die Höhe treiben. Damals trug die Agitation einen ausgesprochen antiklerikalen Charakter, jetzt ist dies nicht der Fall, denn der Klerus hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Aus allem diesem kann man den Schluß ziehen, daß die nächsten Meetings noch größer sein werden, als die letzte Manifestation gegen das Waisenhaus Christovam Colombo, denn der damalige Grund des Protestes ist viel wichtiger und die Sache liegt so, daß nicht nur die Antiklerikalen, sondern auch die Katholiken sich an der Manifestation beteiligen können. Trotz alledem versprechen wir uns, von

den Protestversammlungen, die auf dem Largo São Francisco und anderen öffentlichen Plätzen abgehalten werden sollen, so gut wie gar nichts. Bei solchen Massenversammlungen, in welchen die Hitzköpfe sich als Redner produzieren, liegt die Gefahr sehr nahe, daß die Wogen gar zu hoch gehen und dann überstürzen sie sich. Aus dem Protest wird ein Radau, aus der kräftigen Betonung der Rechte des Proletariats eine revolutionäre Kraftmeierei, die Wellen tragen nicht mehr, sie verschlingen. Wer die Volksversammlungen veranstaltet, wissen wir nicht, aber jedenfalls sind es dieselben Vereine, die auch bei anderen Anlässen sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben und diese Vereine haben bisher leider noch nicht gezeigt, daß sie eine große Volksversammlung organisieren können, die einen guten Eindruck hinterläßt. Bisher haben sie nur die Leute zusammengetrommelt und haben in keiner Weise dafür gesorgt, daß die Manifestation sich in der nötigen Ordnung vollzieht und das läßt von den nächsten Meetings mehr befürchten als erwarten.

Die Arbeitervereine sollten die Sache unserer Ansicht nach etwas anders anfassen. Sie sollten eine Eingabe an die Staatsregierung und an die Munizipalität ausarbeiten, in der die Not geschildert ist und ihre Ursachen angegeben sind. Wir wissen sehr wohl, daß die Arbeiterschaft von heute nicht etwas „erbitten“ will, was sie „verlangen“ darf, aber eine solche Eingabe wäre ja auch keine Bitte, sondern eine Aufklärung. Wir haben vor einigen Monaten in zwei ausführlichen Artikeln auf Grund offizieller Feststellungen die hiesigen Arbeitslöhne mit den Lebensmittelpreisen verglichen und sind dabei zu dem Schlusse gekommen, daß zwischen dem Verdienst und den Lebensmittelbedürfnissen ein gewaltiger Unterschied bestand. Das sollten die Arbeitervereine auch in ihrer Eingabe tun und dann feststellen, daß die Teuerung in erster Reihe durch die Spekulation, dann aber auch durch die nicht immer den Bedürfnissen angepaßte Steuerpolitik hervorgerufen wird. Um diesen Nachweis führen zu können, braucht man sich keiner tendenziösen Berechnung zu bedienen, denn sogar die offiziellen Blätter haben schon wiederholt berichtet, daß eine Spekulation bestehe, die darauf hinausgehe, durch eine künstliche Teuerung fünfzig und mehr Prozent zu verdienen. Die Arbeiterschaft braucht also ihre Waffen nicht aus ihrem eigenen Arsenal zu holen, denn die Freunde der Regierung selbst stellen ihnen die ihrigen zur Verfügung. Eine solche Eingabe würde die Regierung veranlassen, die Sache zu untersuchen und dann würde sie das feststellen, was ihre eigenen journalistischen Mitarbeiter schon längst festgestellt haben — daß das Angebot auf dem Markte der Lebensmittel künstlich reguliert wird. Nun setzt aber die Verfassung die Regierung in die Lage, zum öffentlichen Nutzen Enteignungen vorzunehmen und sie kann, ohne den Boden des Gesetzes zu verlassen, sich zu dem von Thomas von Aquin vertretenen Grundsatz bekennen: Angesichts der Not hört das Besitzrecht auf. Wenn, wie die offiziellen Blätter selbst eingestanden haben, in den verschiedenen „Invernadas“ des Staates mehrere zehntausend Rinder zu dem Zweck der Valorisation des Fleisches festgehalten werden, dann gibt das Gesetz der Regierung ein Recht, diesen Privatbesitz zum Nutzen der Allgemeinheit zu enteignen. Die Regierung kann getrost zehn Prozent mehr bezahlen, als die Spekulanten den Züchtern gezahlt haben und die Preise des Artikels doch von 1\$200 auf 800 Reis pro Kilo herabsetzen. — Das könnte die Arbeiterschaft erreichen, wenn sie sich mit der Regierung in Verbindung setzen würde. Mit

den Meetings wird sie das aber nicht erreichen.

Eine schwere Anklage. Unter diesem Stichwort gaben wir vor zwei Tagen ein Gerücht wieder, daß zu den skandalösesten gehörte, die wir in den letzten Jahren zu registrieren hatten. Hieß es doch, daß ein Privatgymnasium, dem ein Gelehrter von hohem Rang vorstand, Reifezeugnisse für 600\$ verkauft habe. Wir bezweifelten, daß dieses Gerücht wahr sein könnte, und das tat wohl ein jeder, der die Gelegenheit gehabt hatte, den Namen des betreffenden Gymnasiums direktors schätzen zu lernen. Wie groß war daher nicht die Ueberrasehung, als, anstatt einen Verleumder entlarvt zu sehen, die Bevölkerung der Stadt aus der allerbesten Quelle die Bestätigung des Gerüchtes erhielt. Dr. Arnaldo de Vieira, der Direktor der neugegründeten medizinischen Fakultät hat den Diplomenschwindel aufgedeckt. Er ist durch das wunderbare Portugiesisch der Aufnahmegesuche aufmerksam gemacht worden, daß das betreffende Gymnasium halbe Analphabeten diplomiert hatte. Natürlich hat der Fakultätsdirektor sofort Nachforschungen angestellt und da hat er die Wahrheit erfahren. Von dem skandalösen Handel in Kenntnis gesetzt, hat Herr Dr. Arnaldo de Vieira einen seiner Bekannten nach dem bewußten Gymnasium geschickt und dieser hat tatsächlich für 600\$ das Diplom erhalten. Jetzt werden sich alle Zöglinge der früher dem Nationalgymnasium gleichgestellten Schulen, in der Fakultät der Aufnahmeprüfung unterworfen müssen, denn die Fakultät kann und will es nicht dulden, daß unter Studenten sich Leute befinden, die, weil es ihnen an Vorbildung fehlt, auch beim besten Willen den Vorlesungen nicht folgen können. Die Staatsregierung ist natürlich mit dem Vorgehen des Fakultätsdirektors einverstanden.

Sollte das vielleicht das erste Mal sein, daß hier Reifezeugnisse verkauft werden? Nach dem Erlebnis mit einem wirklich in gutem Rufe stehenden Gymnasium kann man die Vermutung nicht mehr zurückweisen, daß wir unter unseren „homens formados“ noch viele haben, die nicht durch Studium, sondern gegen eine bestimmte Summe das Reifezeugnis bekommen haben. Das unter ihnen sich mancher befindet, der kaum bis zehn zählen kann, das wußten wir schon längst, aber wir dachten, daß die Herren den Dokortitel durch Protektion bekommen haben, jetzt ist aber auch die Annahme zulässig, daß auch der Geldbeutel da mitgeholfen hat.

In dieses traurige Kapitel gehört auch der schwungvolle Titelhandel, der von den sogenannten freien Universitäten betrieben wird. In diesen Universitäten kostet der Dokortitel ebensoviel wie das Reifezeugnis in dem Gymnasium in Campos Elyseos — 600\$. Dieser Tage erhielt ein ehrbarer Mechaniker, der sehr gewandt mit der Feile hantiert, von der höheren Mechanik und Mathematik aber auch keinen blassen Schimmer hat, für den genannten Preis den Titel „Doutor em engenharia e mathematica“. Ein anderer, anscheinend ein Fazendeirosohn aus dem Innern, erschien dieser Tage am Schalter einer großen landessprachlichen Zeitung und gab eine Anzeige auf: „Da mir die Universität soundso den Titel verliehen, so zeichne ich von jetzt ab Dr. N. N.“ Der Angestellte der Expedition, der diese Anzeige entgegennahm, ergriff die Feder und sagte mit der unschuldigsten und zuvorkommendsten Miene von der Welt: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das Wort „passar“ schreibt man mit zwei s und nicht mit ç!“ Sagte und-korrigierte, was der „Doktor“ falsch geschrieben. — Ein einfaches Zeitwort konnte der „Doktor“ nicht richtig schreiben — sein Titel lautete aber „Doktor der Medizin“ — Wehe

den armen Kranken, die er behandelt, wenn seine Heilkunst nicht mehr wert ist, als seine Rechtschreibung.

Gekaufte Reifezeugnisse und gekaufte Dokortitel, das sind Schönheiten unserer Zeti, die etwas zu denken geben, denn als Beweise der Eitelkeit sind sie auch Beweise der Dummheit, die auf demselben Stolz gedeiht. Ein vernünftiger Mensch wird weder ein Reifezeugnis noch einen Titel kaufen, weil er diese Dinge entweder auf dem richtigen Wege erringen oder auch entbehren kann.

Vermählung. Ihre Vermählung zeigen an Hr. Carlos Pinto und Frau Margarethe Pinto geb. Rettig. Unseren Glückwunsch.

Zauberei. Wenn in Paris eine Madame Thebes und ein Dr. Papus die Zukunft deuten, dann darf es auch in São Paulo an Propheten nicht fehlen, dachte der Kohlrabenschwarze Silvestre Santiago und verlegte sich auf die Zauberei. Er erzählte für Geld, was man hören wollte und manehmal auch, was man nicht hören wollte. Das Geschäft blühte wunderbar, denn Silvestre gelang es, sich einen grossen Ruf zu erwerben, und man weiß schon, was in einer verschönerten Kunststadt der große Ruf bedeutet. Der Arzt, der mit Recht oder auch mit Unrecht einen „großen Namen“ hat, hat auch ein grosses Einkommen, der Advokat, dessen Namen man überall nennt und dessen Gestalt der Nimbus des Ruhmes umstrahlt, wird bald Millionär: warum sollte da ein Zauberer, der sich einen Ruf zu erwerben versteht, eine Ausnahme bilden und sich keinen Reichtum erwerben? Diese beste der Welten wird durch Hunger und Liebe regiert, und wer aus dem Hunger oder aus der Liebe seiner Mitmenschen Kapital zu schlagen versteht, der ist bald ebenso gemachter Mann, wie diejenigen, die durch ihre Heilkunst ihre lieben Nächsten dem Sensenmann entreissen oder vermöge ihrer Kenntnisse und Gewandheit sie um die gefährlichen Klippen der Artikel und Paragraphen herumsteuern, ohne das sie ihren Fuß daran stoßen. Der schwarze Silvestre war „helle“ und was für die anderen die Liebe war, das war für ihn ein Geschäft. Er erzählte allen Mädchen und allen Jünglingen, was sie gerne hören: den bleichen, ätherischen Evastöcherlein stellte er schöne, kräftige Männer in Aussicht und den etwas abgelebten Söhnen des Herrn Adam raunte er geheimnisvoll zu, daß sie reiche Frauen bekommen würden. Aber nicht immer erzählte er schöne Sachen und gerade darin bestand seine Kunst. Die Liebe ist nur eine halbe Liebe, wenn die Eifersucht fehlt, und wenn jemand nicht leidet, dann ist die Liebe ihm kein Genuß. Deshalb weckte der Zauberer die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft: er sprach von Untreue der Männer und der Wankelmütigkeit der Frauen, von der Intrigue der Neider und den Plänen der Mitbewerber. Dazu braute er Tränklein von undefinierbarer Farbe und ebenso undefinierbarem Geruch. „Mit diesem Trunk im Leibe sieht du Helena in jedem Weibe“ sagte er mit der Hexe im „Faust“ und die Klienten, die vielleicht den Dokortitel anstrebten, glaubten ihm — sie tranken die Brühe und sie schadete ihnen nicht.

So ging es eine ganze Zeit lang, bis auf einmal — es war am Mittwoch abend — die Polizei in dem Tempel des Zauberers erschien und ihn samt seinen Klienten gefangen nahm. In seinem Hause fand man allerlei geheimnisvolles Gerät, ein ganzes Laboratorium der schwarzen Kunst. Silvestre, der allen die Zukunft deutete, hatte nicht geahnt, daß der Delegado Dr. Euelydes Silva vor der Türe stand und daß er nach der Polizei in der Liberdade mußte. Dort erlebte er etwas schreckliches! Er sah, wie im Hofe ein Feuer angezündet wurde und wie die

gierigen Flammenzungen alle seine Zauberinstrumente verschlangen, wie seine Tränklein und Süpplein mit welchen er die liebende Jugend und das vor der Torheit schlecht geschützte Alter glücklich machen wollte, in der Glut verdampfte. Melancholisch und niedergebeugt sah er diesem schaurigen Schauspiel zu, aber im tiefsten Grunde seines in der schwarzen Brust pulsierenden Herzens mußte er froh sein, im zwanzigsten Jahrhundert zu leben, denn in früheren Zeiten hätte man nicht seine Instrumente, sondern ihn selbst verbrannt.

Von der Post. Unsere Postverwaltung macht dann und wann einen Versuch, den Dienst zu bessern. Jetzt sollen die Expresßbriefe nicht mehr nach der Post selbst kommen, sondern schon auf der Station von den Boten in Empfang genommen werden. Dadurch kann viel Zeit erspart und verhütet werden, daß ein Expresßbrief, der um fünf Uhr morgens in der Station eintrifft, erst kurz vor Mittag dem Adressaten zugestellt wird. Die Expresßbriefe, die hier abgegeben werden, wird die 7. Sektion in Empfang nehmen und sofort nach der Adresse befördern.

Zum Morde in Baurú. Der Polizei ist es gelungen, den zweiten Mörder der Herron Antonio Teixeira und Sylvio Salles, einen gewissen André Rezende, gefangen zu nehmen. Die beiden genannten jungen Herren wurden, wie unseren Lesern noch erinnerlich sein dürfte, vor einigen Wochen, als sie sich nach einer entlegenen Fazenda begaben, in einem Walde meuchlings erschossen und beraubt. Obwohl das Verbrechen noch hinter Baurú, in einer der wildesten Gegenden unseres Staates verübt wurde, hat die Polizei doch wenigstens zwei der Verbrecher verhaften können. Die Gefangennahme der zwei Mörder wird nicht verfehlen, auf das in der Wildnis sich herumtreibende Gesindel einen guten Eindruck zu machen.

Explosion. Am Mittwoch nachmittag ereignete sich in einer Feuerwerkfabrik in der Rua Silva Telles eine Explosion, bei der ein Arbeiter, der 19jährige Avelino de Carvalho, lebensgefährlich verletzt wurde. Die Explosion dürfte durch die Unvorsichtigkeit des Arbeiters selbst herbeigeführt worden sein. Es war noch ein glücklicher Zufall, daß in dem Raume sich keine anderen Arbeiter befanden, denn sonst hätte die Explosion noch schrecklichere Folgen haben können.

São Paulo Railway. Dieser Tage zirkulierte das Gerücht, daß die Bundesregierung die São Paulo Railway aufkaufen und sie dann unter die Verwaltung der Zentralbahn stellen wolle. Das Gerücht ist noch nicht bestätigt worden, aber man hat es auch nicht widerlegt. Sollte die Regierung wirklich den Gedanken haben, diese Eisenbahn zu kaufen, dann müßte man wieder einen Einfall konstatieren, der sich zwar sehr gut anhört, der aber nichts weniger als gut ist. Als Kaufsumme wurden 10.000 Contos Gold genannt. Das ist mehr als eine Kleinigkeit, und wenn man soviel Geld auf dem Tische zählen will, dann möchte man doch auch wissen, warum. Die São Paulo Railway ist ja nun zwar kein Ideal, sie aber mit der Zentralbahn zu vergleichen, wäre ein grober Unfug. Unter Frontin gestellt, würde die Bahn dasselbe werden, was die Zentralbahn geworden ist: eine Versorgungsanstalt für Muttersöhnchen, die wenig gelernt und viel vergessen haben, und eine Gelegenheit für unauffälligen Selbstmord. Der paulistauer Handel, der in seinem Verkehr mit Santos auf die São Paulo Railway angewiesen ist, hat das größte Interesse daran, daß die Transaktion, von der gesprochen wird nicht geschähe.

Hygiene. Es heißt, daß die Regierung in der nächsten Zeit fünfzehn oder gar zwanzig neue Hygieneinspektoren ernennen werde, da die Zahl der bisherigen nicht ausreiche, um die mit dem Waechsen immer größer werdende Arbeit zu bewältigen.

Gefängnisschule. Ein katholischer Priester will in dem Gefängnis von Campinas eine Schule aufmachen und den Gefangenen Unterricht erteilen. Der Herr hat den Justizsekretär um die Erlaubnis gebeten, diese ist ihm aber nicht ohne weiteres erteilt worden, denn Herr Dr. Sampaio Vidal will das Projekt erst gründlich studieren.

Straßensprengung. Seit einigen Tagen werden die Straßen in Zentrum wieder gesprengt. Es ist nicht viel, aber doch mehr als garnichts. Von jetzt ab wird man für die Straßensprengung das Wasser aus den Flüssen Tieté und Tamanduatehy nehmen, denn das Leitungswasser reicht ja kaum für andere Zwecke aus. Der Bevölkerung kann es aber einerlei sein, welches Wasser zur Verwendung kommt, wenn nur die Straßen gesprengt werden.

Noch eine schwere Anklage. Die Schulskandale scheinen in die Mode zu kommen. Man hat noch nicht aufgehört, von den Diplomverkäufen oder Diplomfälschungen zu sprechen — man hat ja kaum damit angefangen — und da taucht schon ein anderer Skandal auf. In einer Schule im Sta. Ephigenia-Viertel sei ein 14jähriger Junge vergewaltigt worden und sein Zustand sei geradezu hoffnungslos. Man habe ihn nach dem Instituto Paulista gebracht, wo die Aerzte deutliche Zeichen einer syphilitischen Ansteckung festgestellt haben. Es handelt sich, wie man sieht, um eine Sensation ersten Ranges und alles fragt nach dem Schuldigen. Die Polizei aber wahrt eisiges Schweigen und die Chronik meldet nichts anderes als die bloße Tatsache, daß ein Verdacht vorliege. Nicht immer sind Gerüchte dieser Art wahr. Wir erinnern uns daran, daß vor nicht allzuvielen Jahren in einer Stadt im Staate Rio de Janeiro gegen einen geistlichen Lehrer eine solche Anklage mit aller Bestimmtheit erhoben wurde. Wie bei solchen Fällen üblich, wurde die ganze Welt von dem Skandal in einem klerikalen Institut in Kenntnis gesetzt, Kommentare wurden gemacht, Volksversammlungen veranstaltet, einigen Pfarrhäusern und Kollegien die Fenster eingeworfen und als es nun zum Beweisen kam, da erfuhr man, daß der einzige Belastungszeuge die Geschichte erfunden hatte, um etwas Sensation zu machen. Deshalb soll man mit solchen Beschuldigungen äußerst vorsichtig sein und vor allen Dingen: keine Vorschußaufregung! Auch dann, wenn die Sache wirklich bewiesen ist, hat man noch Zeit genug, sich über die sittlichen Verfehlungen eines Lehrer zu entrüsten.

Neue Industriegesellschaft. In Jundiahy hat sich mit 500 Contes de Reis Kapital und unter dem Namen „Soeiedade Industrial Jundiahense“ eine Gesellschaft gebildet, die in unserer Nachbarstadt eine Textilfabrik errichten wird.

Es ist traurig, daß mit einer so ernsten Sache, wie die Teuerungsfraße Spott getrieben wird, daß berufsmäßige Agitatoren, die schlimmer sind als alle Ausbeuter, sich der Sache bemächtigen, um im Trüben zu fischen. Wenn die Arbeiterschaft aufgeklärter wäre, dann würde sie auf die Herren Passos Cunha und Lenenroth, die mit ihren roten, flatternden Krawatten die Revolutionäre markieren, nicht hören, sondern sich an die neugegründete Liga zum Widerstand gegen die Trusts wenden und die Eingabe mit unterschreiben, die diese an die Regierung richten wird.

Mit seinem Abschiedsbesuche beehrte uns Herr Friedrich Schumacher, der gestern mit

dem Dampfer „Cap Verde“ die Reise nach Europa antrat, um fünf Absolventen der landwirtschaftlichen Schule von Piracicaba an verschiedenen landwirtschaftlichen Hochschulen Europas unterzubringen. Von diesen 5 jungen Herren gehen zwei nach Halle, zwei weitere nach Gembloux (Belgien) und einer nach Grignon (Frankreich). Herr Schumacher ist weiter beauftragt, die Ankäufe des Rasseviehs für den Staat São Paulo in Europa auszuführen und den Staat São Paulo auf dem 10. internationalen landwirtschaftlichen Kongreß in Gent, der gelegentlich der Weltausstellung im Monat Juni dort tagt, zu vertreten. Zur Verabschiedung fanden sich am Bahnhofe der Ackerbausekretär Dr. Paulo de Moraes Barros, Dr. Bayma, Dr. Granato und verschiedene andere Funktionäre des Ackerbausekretariates und Freunde und Bekannte ein.

Die gute alte Zeit! Jetzt, bei der allgemein in Lebensteuerung, dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie man in der guten alten Zeit maneh Dinge wertete, die heutzutage fast unerschwinglich sind. Der Gelehrte Azevedo Marques druckt in seinen „Apontamentos historicos“ über die frühere Provinz São Paulo unter anderen Dokumenten auch eine Inventaraufnahme aus dem 17. Jahrhundert ab. In diesem Inventar sind angezählt: 40 Reittiere à 500 Rs. 20\$000; 15 Kühe mit Kälbern 24\$000; 5 Kühe ohne Kälber und dreijährige Ochsen 13\$000; 10 zweijährige Ochsen 8\$000; 10 Hacken 1\$000; 1 Kiste mit Hängeschloß 2\$000; 1 kleine Kiste mit Hängeschloß 1\$000; 1 Gewehr 8\$000; 2 Gewehre geringerer Länge 9\$000; 1 Haus in der Villa São Paulo mit Daehziegeln gedeckt, Hof und Bäumen an der Rua São Francisco 15\$000; 1 älteres Haus 10\$000; 1 Sitio mit Wohnhaus, mit Hof und Garten, dazu Grundstück von 300 Braças Breite und eine halbe Legua (3300 Meter) Tiefe, zwei Leguas von der Villa São Paulo entfernt in Ibirapoera (Santo Amaro) 32\$000; verschiedene Silberwaren 600 Rs.; verschiedene Goldwaren 500 Rs. — Kehrt nimmer wieder goldne Zeit!

Fazendenkauf. Herr Dr. Alfredo de Campos Salles hat die im Munizip São Manoel gelegene Fazenda „São João“ von Herrn Rodrigues Lara de Campos käuflich erworben. Für diese Fzanda, die 680 Alqueires umfaßt und 80.000 Kaffeesträucher hat, wurden 300 Contos gezahlt.

São Paulo Railway. Das Gerücht von dem Ankauf der São Paulo Railway hat sich noch nicht bestätigt, nur soviel weiß man, daß die Staatsregierung mit einem solchen Geschäft nichts zu tun hat und daß kein einziger Paulistaner Politiker sich für diese Transaktion interessiert.

Teuerung und Volksversammlungen. Der offiziöse „Correio Paulistano“ bringt in seiner heutigen Nummer in Sperrdruck folgende unverkennbar von zuständiger Seite lanzierte Notiz: „In dieser Hauptstadt sollen Meetings veranstaltet werden, um über die Teuerung der Lebensmittel zu verhandeln. Die Polizei ist aber durch Nachforschungen zu der Gewißheit gelangt, daß Personen von sozialer Verantwortung, die sich mit der Sache befassen, an lärmender Manifestationen und Volksversammlungen auf öffentlichen Plätzen gar nicht denken. Diese Personen sind vielmehr bemüht, eine Eingabe, die sie an die Regierung zu richten gedenkt, zahlreiche Unterschriften zu sammeln, und sollen in dieser Eingabe von der Regierung Maßnahmen verlangt werden. Es scheint also, daß schädliche, die Ruhe störende Elemente, die andere Zwecke verfolgen, die Volksversammlungen veranstalten, um unter Benutzung einer sympathischen Idee eine Agitation hervorzurufen, die, wie es noch vor wenigen Tagen in Rio de Janeiro ge-

schah, beklagenswerte Folgen haben kann. Die Regierung ist aber bereit, jeden Versuch, die Ordnung zu stören, mit der größten Energie zu unterdrücken. Die ruhig veranlagte und arbeitssame Bevölkerung dieser Stadt wird auch den Lärm auf öffentlichem Platze nicht dulden.“ — Das erste Meeting soll, wie bereits gemeldet, heute Abend abgehalten werden. Wir versprechen uns von einer solchen Manifestation gar nichts, denn solche Massenaufgebote pflegen dort, wo jede Organisation fehlt, auszuarten. Jeder ruhig denkende Mann, der auch etwas gegen die Teuerung, unter der wir alle leiden, tun will, sollte sich daher an die Liga wenden und seinen Namen unter die an die Regierung zu richtende Eingabe setzen. Dem Meeting sollte man aber fern bleiben. — Da wir gefragt worden sind, ob der Rechtsanwalt, der früher an der Spitze der Volksbewegung stand und noch bei dem Idalina-Rummel mitwirkte, wieder der Leiter der jetzt zu erwartenden Manifestation sein werde, so können wir mitteilen, daß der betreffende Herr mit der ganzen Sache nicht das geringste zu tun hat und sich überhaupt nicht in São Paulo befindet.

Industrie im Staate São Paulo. Im Auftrage der „Companhia Mixta Industria“ in Rio de Janeiro hält sich Herr Gomes Borges in Sorocaba auf, um dort ein Grundstück für die Errichtung einer großen Textilfabrik auszusuchen. Es heißt, daß in einem Munizip im Norden des Staates Herrn Gomes Borges ein Grundstück gratis angeboten worden sei, er ziehe aber Sorocaba vor und werde, wenn es sich nur machen läßt, die Fabrik in jener Stadt bauen.

Opfer der Kurpfuscherei. Zu unserer gestrigen Notiz über den Fall Ludgero de Toledo Andrade in São José dos Campos haben wir hinzuzufügen, daß der junge Mann, wie die Untersuchung festgestellt hat, tatsächlich an Quecksilbervergiftung gestorben ist. Und jetzt liegt schon wieder ein ähnlicher Fall vor. Diesmal ist der Schauplatz die pauliner Stadt Franca. Ein gewisser Sebastião José Loureira war an einer venerischen Krankheit erkrankt und er suchte den Kurpfuscher Virgilio de Araujo auf. Dieser verordnete einige Waschungen, die der Erkrankte auch wirklich vornahm und sofort fühlte er unausstehliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte. Es blieb nichts anders übrig, als den Kranken nach der Santa Casa zu bringen, wo der ihn untersuchende Arzt den Brand feststellte. Trotz aller angewandten Mittel starb Loureira unter den grässlichsten Schmerzen. Da die Schmerzen sich sofort nach der Waschung einstellen, so ist bereits der Beweis erbracht, daß Loureiro nicht an seiner Krankheit starb, sondern von dem Kurpfuscher ins Jenseits befördert wurde. — Nach dem positivistischen Gesetz des Ministers Rivalavia übernimmt jeder Arzt, ob er nun gelehrt ist oder ungelehrt, die Verantwortung für das, was er anrichtet, und kann nach dem Mißglücken der Kur prozessiert werden. Was nützt dem Toten oder seinen Hinterbliebenen der Prozeß oder die Verurteilung! Wer tot ist, bleibt tot, und wer für alle Zeiten seine Gesundheit verloren, dem ist damit nicht geholfen, daß der Kurpfuscher einige Monate oder Jahre das Brot des Staates isst! Dieses ist jedem Menschen klar mit Ausnahme der Positivisten, denn ihr Herr und Meister, Augusto Comte, hat, als er bereits irrsinnig war, gesagt, daß die von Schulen verliehenen Diplome keine Gültigkeit haben, und das Wort des geistesschwachen französischen Philosophen ist für die Positivisten mehr wert, als der gesunde Menschenverstand. — Das Gesetz Rivadivias wird noch manches Unheil anrichten.

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen! Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säureentmischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse!

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

Fiasko einer Anleihe. Die Brasil-Railway hat versucht, in London eine Anleihe auf die Madeira Mamoré-Bahn aufzunehmen, dieser Versuch ist aber vollkommen gescheitert Neunzig Prozent der Titel blieben in den Händen der Bankiers. Es ist allgemeine Ansicht, daß der Mißerfolg der Brasil Railway als ein Zeichen aufzufassen sei, daß die europäischen Finanzkreise diesem Unternehmen nicht mehr trauen. Diese Ansicht wird noch dadurch verstärkt, daß andere Gesellschaften, die zu derselben Zeit in London Anleihen aufnehmen wollten, keinen Schwierigkeiten begegneten und in wenigen Stunden alle gedeckt waren. Sollten die europäischen Kapitalisten wirklich gegen die Brasil Railway mißtrauisch geworden sein, dann wäre das ein schlimmes Zeichen für den ganzen Farquhar-Trust.

Teuerung Volksversammlung. Die ersten hier abgehaltenen Meetings haben bestätigt, daß wir recht hatten, als wir diese Volksversammlungen als ein verkehrtes Unterfangen bezeichneten. Bei den Volksversammlungen tritt wohl die Masse auf, aber nirgendwo gibt das leitende Individuum so den Ausschlag wie bei diesen Massenaufgeboten. Das klingt vielleicht paradox, aber es ist so und gerade die Revolutionsgeschichte der letzten Jahre zeigt uns, daß die anscheinend oder angeblich aus sich selbst wirkende Masse dem Willen Einzelner mechanisch gehorcht. Diese Beobachtung setzt uns in die Lage, eine Volksbewegung zu beurteilen. Kennen wir die Führer der Masse, so wissen wir auch, wohin sie sich bewegt. Würden wir an der Spitze der Bewegung gegen die Teuerung der Lebensmittel ernste Männer sehen, wahre Freunde des Volkes, erfahrene und intelligente Arbeiter oder uneigennützig Verfechter der Interessen der arbeitenden Klasse, so dürften wir erwarten, daß die Masse den richtigen Weg beschreitet; am Sonnabend abend traten aber man falls nicht auf den Rücken, die süßsamen

bekannten Herrschaften Edgar Leuenroth und Passos da Cunha als Volksredner auf, die, wenn sie noch erröten könnten, das Wort Ausbeuter nicht in den Mund nehmen würden, ohne so auszusehen, wie ein Krebs nach dem heißen Bad. Zuerst trat assos Punha auf und leierte einen Speech herunter, der nur ihm gelingen kann. Er sprach über alles, über tSaar und Kirche, über Kapital und Klerus, aber die Teuerung vergaß er zu erwähnen. Nach ihm betrat sein Freund und Kampfgenosse Edgar Leuenroth, der Herausgeber der „Lanterna“, den als Tribune benutzten Backsteinhaufen und haute in die-dieselbe Kerbe, d. h. er schweifte in die neblige Ferne, bis ein Arbeiter ihm zurief: „Ich dachte, hier würde von der Teuerung gesprochen!“ Dieser Zuruf führte den Redner zu seinem eigentlichen Thema, und da erfuhr man, daß er über dieses wichtige Thema absolut nichts zu sagen wußte. Er kannte die Teuerung und ihre Ursachen nicht erklären, er wußte die Mittel nicht anzugeben, die gegen sie angewendet werden sollten, und so bestand seine ganze Rede in einem Phrasenschwall, der gerade lächerlich wirkte, weil Leuenroth wohl verschiedenes, aber kein Portugiesisch versteht. Das einzige Mittel, das er anzugeben wußte, war die Manifestation. Das Volk sollte nach tausenden und abertausenden zu den Meetings strömen (am Sonnabend waren es vielleicht hundert Mann, die an dem Meeting teilnahmen), und sich, wenn es nötig sein sollte, von den Pferdchufen seiner Unterdrücker zertreten lassen, nur niederbeugen sollte es sich nicht lassen. Er, Leuenroth, habe wegen seiner lauterer volksfreundlichen Gesinnung schon öfters im Gefängnis schmachten müssen, aber er sei nochmals bereit, in die Verliese hinabzusteigen, nur der Sache des Volkes könnte er nicht untreu werden. Lieber sollte er dem Advokaten, der ihm vor wenigen Monaten dem Gefängnis entriß, die Auslagen für die in seinem Prozeß verwendeten Stempelmarken ersetzen! Nach dem Herausgeber der „Lanterna“ sprach ein spanischer Arbeiter, der seinen Speech mit den Worten begann: „Bären, Skorpionen, blöde Bourgeois!“ Er wandte sich gegen das Gebäude der Handelsschule und schimpfte über die jungen Leute, die dort ihre Weisheit holten, um das Volk auszubeuten. Zum Schlusse nannte er die Handelsschüler „Heuschreckengeister“ und dachte, damit wunder was ganz gewaltiges gesagt zu haben. Nach ihm sprach noch ein Arbeiter, und dann machte Passos Cunha den Schluß, der das Volk einlud, am nächsten Abend in dem eigentlichen Arbeiterviertel, in der Braz. ein neues Meeting abzuhalten.

Wir können die Idee des Ackerbausekretärs, junge vielversprechende Elemente, die hier bereits eine allgemeine Fachbildung genossen haben, zur Spezialisierung der verschiedenen Berufszweige nach Europa zu senden, als äußerst glücklich begrüßen. Die natürlichen Verhältnisse des Staates São Paulo erlauben eben kein Kopieren landwirtschaftlicher Betriebsformen irgendeines Landes der Welt. Es ist wohl zu erwarten, daß die nach Europa entsandten Agronomen nach ihrer Rückkehr eine fruchtbringende Tätigkeit entfalten werden, da sie als Kenner unserer speziellen landwirtschaftlichen Verhältnisse am besten geeignet sind, zu beurteilen, wie weit sich europäische Erfahrungen hier verwerten lassen. Der Herr Ackerbausekretär hat auch hierin sein bekanntes Verständnis für die wirtschaftlichen Kardinalfragen bewiesen, und können wir wohl mit Recht die Lösung mancher anderer Fragen, deren die Landwirtschaft im Staate São Paulo harret, von ihm erwarten.

Handelswoche. Die letzte Handelswoche war ziemlich bewegt. Die Baissisten machten die größten

Anstrengungen, um den Preis zu drücken und das ist ihnen auch zum Teile gelungen. Der Santos-Markt öffnete mit 78300 für Typ 4 und 68500 für Typ 7, dieser Preis konnte aber nicht aufrecht erhalten werden, denn am Donnerstag sank er auf 78200 und 68300. Am Freitag und Sonnabend war der Markt paralytisch; an diesen Tagen wurden keine Verkäufe gemacht. Der Preisfall wird ausschließlich der Baissespekulation in Europa und Nordamerika zugeschrieben und deshalb wird den Besitzern der Vorräte hier vorgeschlagen, die Verkäufe nicht zu beschleunigen. Die Zufuhren aus dem Innern sind schon so ziemlich zu Ende und die Vorräte können getrost in Erwartung besserer Tage zurückgehalten werden. — Im Laufe der Woche wurden in Santos 24.858 Sack verkauft gegen 45.174 Sack in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Verkäufe war der Donnerstag mit 10.119 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Dienstag mit 6.370 Sack. Die Zufuhren betragen 45.057 Sack gegen 56.762 Sack in der vorherigen Woche. Der Taggeschnitt der Zufuhren war der Mittwoch mit 8.640 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Montag mit 6.000 Sack. Seit dem 1. Juli 1912 betragen die Zufuhren 7.929.953 Sack gegen 8.985.203 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Seit dem 1. Juli wurden verkauft 5.256.995 und verschifft 7.803.649 Sack. Die Vorräte bezifferten sich am Sonnabend auf 1.469.671 Sack gegen 1.521.221 Sack an dem gleichen Tage der vorherigen Woche und gegen ... 2.076.964 Sack an dem gleichen Datum des vorigen Jahres.

Eine aufsehenerregende Nachricht kommt aus Rio Grande do Sul. Aus Alto do Uruguay kommende Personen haben das Gerücht verbreitet, daß die Argentinier von San Xavier aus einen breiten Fahrweg nach der riograndenser Grenze bauen. An diesem Unternehmen seien nicht weniger als 2000 Mann beschäftigt. Diese Nachricht hat eine große Sensation hervorgerufen, aber sie verdient es nicht, denn sie ist nicht neu. Schon vor acht oder neun Jahren wurde das Gerücht verbreitet, daß die Argentinier einen solchen Weg bauen, aber niemand konnte damals beweisen, daß die Nachricht auf Wahrheit beruht. Diesmal ist es uns ganz besonders unverständlich, wie in Alto Uruguay sich aufhaltende Personen das beobachten können, was andere in San Xavier tun, denn beide Ortschaften liegen 200 Kilometer weit auseinander. Ebenso unverständlich ist es, wie die Argentinier das Kunststück fertig bringen sollen, von San Xavier aus einen Fahrweg nach der brasilianischen Grenze zu bauen. Die genannte argentinische Ortschaft liegt nämlich so dicht an dem Rio Uruguay, daß man aus ihr mit einem Satze in die Fluten springen kann, und dieser Fluß ist eben die Grenze zwischen Argentinien und Brasilien. Wenn die Argentinier von San Xavier aus nach Brasilien kommen wollen, dann müssen sie entweder ein Boot benützen oder schwimmen — auf einem Fahrweg geht das nicht. Auf der brasilianischen Seite des Flusses liegt die Kolonie Guarany. Die Alarmnachricht hat jedenfalls einer erfunden, der nicht wußte, wo San Xavier und wo Alto Uruguay liegt.

Unfall auf der Sorocabana. Die Sorocabana Railway versteht zwar nicht, die Unfälle zu verhüten, aber sie versteht es, sie möglichst lange zu verheimlichen und das ist auch etwas. Am 12. um etwa sieben Uhr abends, sprang ein von João Alfredo nach Piracicaba fahrender Lastzug aus dem Geleise, wobei der Heizer getötet und der Maschinist und ein Bremser schwer verletzt wurden. Der Lastzug soll sehr schnell gefahren sein.

Bundeshauptstadt.

Die ewige Eifersucht. Nachdem wir erst am Freitag einen Mord an einer Dirne zu verzeichnen hatten, bei dem die Eifersucht eine Rolle spielte, ereignete sich vorgestern Abend schon wieder ein Mordversuch aus demselben Motiv. Ludovina Corrêa, genannt Olinda, eine Pernambucanerin, in einer „Pension“ der Rua do Riachuelo wohnhaft, unterhielt seit etwa 3 Jahren ein Liebesverhältnis mit einem gewissen Jayme de Souza, der als Vorarbeiter in der Tischlerei seines Vaters tätig war. Da der junge Mann sehr eifersüchtig war und ihr erschwerte, ihrem „Verdienst“ nachzugehen, so beschloß sie, ihm den Laufpaß zu geben, was sie vorgestern auch ausführte. Bald erschien Jayme jedoch wieder in der „Pension“ und versuchte vergebens, Olinda zu sprechen. Er verabschiedete sich von der Bordellwirtin mit der Erklärung, daß er das Mädchen töten werde, falls er sie mit einem anderen treffe. Olinda legte dieser Drohung jedoch keine Bedeutung bei, sondern nahm abends die Einladung eines gewissen Armando Peres an, mit ihm nach dem Carlos Gomes-Theater zu fahren. Sie ließen ein Automobil kommen und waren eben eingestiegen, als unversehens Jayme auf das Trittbrett sprang und Olinda eine Kugel in die Brust jagte. Während der Chauffeur die Verwundete nach der nächsten Apotheke fuhr, sprang Armando hinter dem Attentäter her. Mit Hilfe verschiedener Passanten gelang es, ihn an der Ecke der Rua do Lavradio zu verhaften. Auf der Polizei gab er zu, geschossen zu haben, er wisse jedoch nicht, auf wen. Die Waffe hatte er auf der Flucht weggeworfen. Olinda wurde in bedenklichem Zustande in die Santa Casa eingeliefert.

Von dem Wraek des „Workman“ wurde bei dem heftigen Seegang der vorigen Woche ein Matrose heruntergespült. Der Unglückliche ertrank, da es nicht möglich war, ihm Hilfe zu bringen. Seine Leiche wurde an der Barre von Tijuea an den Strand getrieben und geborgen. Ursprünglich sollte die Beisetzung auf dem Friedhofe von São Francisco Xavier erfolgen. Da aber keine geeignete Transportgelegenheit zur Verfügung steht, so hat der Generaldirektor des Sanitätswesens gestattet, daß die Beisetzung an Ort und Stelle erfolgt. Zu diesem Zweck hat sich der Polizeidelegat des 17. Distriktes in Begleitung eines Arztes, eines Polizeiphotographen und eines Beamten des Identifikationsdienstes nach dem Strande begeben. Die Beamten wollen die zum Identitätsnachweis nötigen Urkunden aufnehmen und die Bestattung protokollieren. Da das Unglück sich vor neun Tagen ereignete, so ist das keine sehr angenehme Aufgabe.

Die Telephonlinie Rio—São Paulo. Der Verkehrsminister hat beschlossen, das Anschreiben zum Bau einer Telephonlinie von Rio nach São Paulo für ungültig zu erklären, und eine neue Konkurrenz zu eröffnen. Die Annullierung wird damit begründet, daß die eingegangenen Offerten nicht den letzten Neuerungen der Technik Rechnung tragen und somit nicht genügen. Eine so wichtige Linie auf die immerhin ansehnliche Entfernung von etwa 500 Kilometer müsse aber so modern als möglich sein, um ein tadelloses Funktionieren zu gewährleisten. Das neue Ausschreiben soll so schnell als möglich erlassen werden. Die Frist zur Einreichung der Offerten wird 90 Tage betragen.

Schwerer Unfall auf der See. Der Unfall mit dem Motorboote „Anninhas“, bei dem 5 Personen den Tod fanden, ist jetzt aufgeklärt. Es ist festgestellt, daß ein Verbrechen tatsächlich nicht vorliegt und die Katastrophe wirklich zufällig ge-

wesen ist. Es ist gelungen, das gesunkene Motorboot zu heben und da hat man die Geldtasche gefunden, so daß die Annahme, die Besatzung habe die Passagiere beraubt und ermordet, unhaltbar geworden ist. Zu der Vermutung, daß ein Verbrechen vorliege, wurde man dadurch verleitet, daß einer der Bootsleute die goldene mit Brillanten besetzte Uhr des ertrunkenen Ingenieurs Zanardi bei sich trug. Aber auch diese Sache ist aufgeklärt. Der Mann versuchte Zanardi zu retten und es wäre ihm auch gelungen, wenn der Ingenieur nicht den Kopf verloren hätte. In seiner Angst hat Zanardi seinen Retter so fest umklammert, daß dieser auch nicht mehr schwimmen konnte und deshalb hat der Bootsmann sich von ihm mit Gewalt losreißen müssen. Bei dem Kampfe hat der Mann Zanardi den Roek und die Weste vom Leibe gerissen und in der Weste hat sich die Uhr befunden. Mit dieser in der Hand ist er ans Land geschwommen. Er hat aber die Uhr nicht länger bei sich behalten, sondern sofort der Behörde ausgeliefert, damit diese sie der Witwe Zanardis zustelle. Auch Alvaro Lassance wäre gerettet worden, wenn er seinen Retter, einen gewissen Mello, nicht gestört hätte. Das Ufer war nicht weit. Es hätte nur einige Augenblicke dauern können und das Land wäre erreicht gewesen, da hat aber Herr Lassance Mello unarnt und dieser hat ihn von sich stoßen müssen, um nicht mit in die Tiefe gezogen zu werden. — Das Gerücht, daß die Leiche eines der Opfer gefunden und an ihr eine Verletzung mit einem Rasiermesser festgestellt worden sei, war jedenfalls nur der Phantasie entsprungen, denn der Polizei ist davon nichts bekannt.

Amazonas-Schiffahrt. Der Subinspektor des Schiffahrtswesens, Dr. Julio Koeler, unterbreitete letzte Woche dem Verkehrsminister eine Aufstellung über die Binnenschiffahrt auf dem Amazonas, aus der hervorgeht, daß der Verkehr sich in den letzten beiden Jahren bedeutend gehoben hat. Im letzten Vierteljahr 1910 wurden durch die Amazon Steam Navigation Company, deren Konzession Ende Mai 1911 erlösch, 30 Rundreisen mit 58.877 Meilen Dampfstrecke ausgeführt. Dabei wurden 2833 Passagiere und 3184 Tonnen Ladung befördert. Die Einnahmen betragen 351:842\$510. Im letzten Vierteljahre 1912 führte die Amazon River Navigation Company, die seit 31. August 1911 die Konzession innehat, 47 Rundreisen mit 92.566 Meilen Dampfstrecke aus. Die Einnahmen bezifferten sich auf 958:706\$970, die Zahl der beförderten Personen auf 5113 und der beförderten Güter auf 6256 Tonnen. Die Differenz gegen das letzte Vierteljahr 1910 betrug also 17 Rundreisen, 33.689 Meilen Dampfstrecke, 2580 beförderte Personen, 3072 Tonnen beförderte Ladung und 606:864\$450 Einnahme. Es ist zu beachten, daß in dem neuen Vertrage die Subvention der Bundesregierung erhöht worden ist, daß also die Fahrtenvermehrung nicht auf die Initiative der Dampfergesellschaft zurückgeführt werden darf, sondern auf Vertragsvorschriften. Die höheren Zahlen beweisen aber, daß ein Bedürfnis nach vermehrten Fahrten auf dem Amazonas und seinen Nebenflüssen herrschte, und sie sind somit erfreulich — bis auf die Einnahmesteigerung. Diese steht nämlich zum Wachsen der übrigen Zahlen in gar keinem Verhältnis. Reisen und Dampfstrecken haben sich um etwas mehr als die Hälfte vermehrt, die Personen- und Güterbeförderung nahezu um das Doppelte. Die Einnahmen aber haben sich fast verdreifacht. Das kann doch nur bedeuten, daß entweder von der neuen Konzessionärin wesentlich höhere Preise erhoben werden als von der alten Konzessionsgesellschaft, oder aber daß die Bundessubvention ganz ungebührlich erhöht worden ist. In

beiden Fällen hätte der Verkehrsminister allen Anlaß, die Angelegenheit ernstlich zu untersuchen.

Die Pocken treten in der Bundeshauptstadt mit einiger Heftigkeit auf, offenbar durch Einwanderer eingeschleppt. Die englischen Dampfer brachten ja in der letzten Zeit mehrfach osteuropäische Einwanderertransporte, unter denen die Pocken in schwerer Form grassierten. Nach Ansicht der Sanitätsbehörden besteht die Gefahr, daß die Krankheit epidemische Formen annehme, weswegen sie die Presse baten, auf die Vorteile der Schutzpockenimpfung hinzuweisen. Die Impfung wird in allen Amtsstellen des Hygieneamtes sowie in den öffentlichen Krankenhäusern unentgeltlich vorgenommen.

Centro de Navegação Transatlantica. Vorige Woche fand die Wahl der Direktion des Centro de Navegação Transatlantica für das Geschäftsjahr 1913 statt. Es wurden dieselben Herren wiedergewählt, die den Vorstand des Jahres 1912 bildeten, nämlich: F. W. Perkins von Norton, Megaw & Co., Vorsitzender; Hans Stoltz von Herm. Stoltz & Co., Schriftführer; Vasco d'Orey von Antunes dos Santos & Co., Schatzmeister. Als Beisitzer wurden wiedergewählt die Herren J. H. Kroeger von Theodor Wille & Co., Luis Campos von Luis Campos & Co., Carlo Pareto von Carlo Pareto & Co.

Todesfall. In Rio verstarb am 12. d. M. nach kurzem schwerem Leiden Herr Carl Briek, Ingenieur der Gasmotoren-Fabrik Deutz. Unsere Kondolenz.

Der 1400 Contos-Prozeß. Den Anstrengungen des Untersuchungsrichters Dr. Henrique Vaz Pinto und des Staatsanwaltes Dr. Alvaro Pereira ist es gelungen, die Akten des 1400 Contos-Prozesses in 22 Tagen zu rekonstruieren. Der Diebstahl der Akten, der natürlich kaum, wie Barata Ribeiro behauptete, von der Polizei ausging, sondern von den Angeklagten, hat diesen also nicht das mindeste genützt, sondern ihnen nur erhebliche Geldansgaben verursacht. Denn umsonst hat ihnen selbstverständlich niemand diesen Dienst geleistet. Vorgestern Nachmittag fand das Schlußverhör der Angeklagten statt, denen eine Frist von 5 Tagen zur Vorbringung ihrer Verteidigung gewährt wurde. Der Dienstmann Joaquim da Silva, der Barata Ribeiro und Joaquim da Silva geholfen hatte, die Kisten mit dem gestohlenen Gelde zu tragen, hatte dafür 5 Contos erhalten und sich auch zufrieden gegeben, da die beiden ihm gesagt hatten, es handle sich nur um 200 Contos. Als er später aus den Zeitungen erfuhr, daß die gestohlene Summe 1400 Contos betrug, suchte er Barata Ribeiro auf und verlangte mehr Geld. Er erhielt noch 25 Contos, die Barata in Andarahy holte. Das Geld wurde derselben Blechbüchse entnommen, die Barata nachher der Sicherheit halber anderwärts vergraben wollte, bei welcher Gelegenheit er dann den Briefträger tötete und verhaftet wurde. Joaquim da Silva muß noch im Gefängnis eine erhebliche Summe bei sich gehabt haben, denn er beklagte sich eines Tages bei einem Mitgefangenen, daß ihm ein Conto gestohlen worden sei. Als dieser ihm riet, sich beim Gefängnisdirektor zu beschweren, erwiderte der Dienstmann, das sei nicht angängig, da es sich um Geld von dem 1400 Contos-Diebstahl handele. Der Mitgefangene brachte die Tatsachen, die Joaquim ihm anvertraut hatte, zur Anzeige, so daß nun ein Geständnis mehr sich bei den Akten befindet.

Billige Butter. Zu den Lebensmitteln, die sich durch einen hohen Preis auszeichnen, gehört auch die Butter, die allerdings kein Konsumartikel der breiten Volksmassen ist. Einige wenige Firmen verkaufen Minasbutter auch zu billigem Preise. Aber da scheint es, wenn man einem Bericht der „Noite“

trauen darf, nicht immer mit rechten Dingen zuzugehen. Das Abendblatt erhebt unter Berufung auf den Dr. Ernani Pinto vom Sanitätsamte und unter Veröffentlichung von Photographien gegen die Firma Guimarães Irmãos & Co. in der Rua Camerino 90 schwere Beschuldigungen. Diese Firma bringt die Minasbuttermarke Globo, Tres Estrellas und Vaca Branca zum Verkauf. Nach der „Noite“ soll Dr. Ernani Pinto festgestellt haben, daß die Butterdepots der Firma durch Zigarettensammel, tote Schaben und Fliegen usw. besonders appetitlich gemacht würden. Die Firma kaufe allerdings Minasbutter, reine, gute Minasbutter. Aber sie vermische sie mit Rindertalg schlechter Qualität, den sie fässerweise auf Lager habe, und mit Oelen, setze Farbmittel hinzu und verkaufe diese Mixtur als „reine Minasbutter“ nach dem Norden und Süden. So bräuelten diese Wohltäter der Menschheit es fertig, ihre Butter frei Bestimmungshafen mit 5 Prozent Skonto zu 2\$400 das Kilo zu verkaufen, während sie selbst in Minas 2\$600 für das Kilo zahlen müssen. Dafür stellen sie allerdings aus einem Kilo Minasbutter drei Kilo Rua Camerino-Butter her. — Wenn diese Angaben der „Noite“ richtig sind, dann kann man nicht behaupten, daß derartige Methoden der Lebensmittel-Verbilligung Nachahmung verdienen.

Porzellanfabrikation. Der Bedarf an Porzellanwaren ist in Brasilien mit dem steigenden Reichtum, mit der damit verbundenen Zunahme des Luxus und nicht zum wenigsten dank dem Einfluß der in immer größerer Anzahl ins Land kommenden Ausländer in stetem Wachsen begriffen. Da aber der Einfuhrzoll auf Porzellan sehr hoch ist, so sind der Kauflust enge Schranken gezogen. Nun haben wir in Brasilien selbst an vielen Stellen ausgezeichnete Kaolinerde, und schon mehr als einmal ist der Versuch gemacht worden, Porzellan im Lande herzustellen. Der erste Versuch dieser Art ist wohl derjenige, den wir anlässlich der Hundertjahrfeier des Architekten Valentim da Fonseca erwähnten: Der Chemiker João Manso Pereira stellte Ende des 18. Jahrhunderts mit Kaolin von Paquetá oder der Ilha do Governador zwei Tafelgeschirre her, die in Lissabon ausgestellt und bewundert wurden. Die Zeichnungen dazu hatte Meister Valentim entworfen. Auch im Paulistaner Staatsmuseum in Ipiranga werden Porzellane einheimischen Fabrikats aufbewahrt. Jedoch ist es niemals zum Großbetrieb gekommen, offenbar, weil die Verhältnisse früher nicht günstig genug lagen. Nun soll in Rio Grande do Sul ein Versuch im Großen gemacht werden. Unter der Aegide der Firma Bromberg & Co. hat sich in Porto Alegre eine Aktiengesellschaft für Porzellanfabrikation gebildet, deren Kapital 250 Contos beträgt. Die Fabrik soll in Rio Pardo errichtet werden, und das Rohmaterial werden die Kaolinlager des Herrn Carlos Torres in Capivary liefern. Kaolin von dort ist schon tonnenweise nach Europa exportiert und dort als ganz ausgezeichnet anerkannt worden. Wenn auch der, wie gesagt, steigende Bedarf an Porzellanwaren und die hohen Schutzzölle der Fabrik lohnende Beschäftigung garantieren, so darf man doch auch die Schwierigkeiten nicht verkennen, die die Arbeiterfrage bietet. Bis auf weiteres wird die Fabrik auf im Auslande kontrahierte Arbeiter angewiesen sein. Aber das ist schließlich bei jeder neuen Industrie nicht anders gewesen, und wir sehen nicht ein, warum gerade die Porzellanindustrie an dieser Schwierigkeit scheitern sollte.

Gefahren der Kurpfuscherei. Aus São José dos Campos wird gemeldet, daß dort ein junger Mann namens Ludgero Toledo de Andrade infolge von Quecksilberspritzungen verstorben sei, die ein Nichtarzt an ihm vorgenommen habe. Solche

Fälle werden häufiger, wenn es nicht rechtzeitig verhindert werden kann, daß die „Doktoren“, die für 600\$000 ihren Titel gekauft haben, Kranke behandeln. Dieser Tage kam noch von Rio Grande do Sul, wo die Positivisten die Berufsfreiheit am konsequentesten durchgeführt haben, die Nachricht, daß dort in der Stadt Santa Maria eine Frau von einem „Doktor“ der billigen Sorte zu Tode kuriert worden sei. Das sind die Segnungen des Patriotismus, die das Gesetz Rivadavias uns aufdrängen will. Auch der gelehrte Arzt kann sich irren, aber um wieviel mehr der Laie in der Heilkunst, der weder den menschlichen Organismus kennt, an dem er herumkurirt, noch die Mittel, die er verschreibt.

Ein brutaler Mord ereignete sich vorgestern Nacht auf der Praça da Republica, vor der Normalschule. Protagonist war der Träger eines deutschen Namens, Dordorim (?) Hermann Bock, ein Zuhälter, der jedoch aus Polen und nicht aus Deutschland stammte. Er hatte hier in der Rua do Nuncio eine schwarze Dirne namens Cecilia Vieira da Silva kennen gelernt, auf deren Kosten er lebte und die er schließlich, da sie einige Ersparnisse besaß, dazu bewog, mit ihm nach der Rua Arelias Cordeiro in Meyer zu ziehen. Solange die Ersparnisse Cecílias vorhielten, ging alles ausgezeichnet. Sie sorgte dafür, daß Bock stets Geld hatte, nicht nur für die Fahrt nach der Stadt, die er jeden Tag antrat, sondern auch für den Alkohol, den er dort mit seinen Freunden konsumierte. Bock war jedoch so „vorsichtig“, sich in derselben Gegend, wo er Cecilia kennen gelernt hatte, noch eine zweite „Freundin“ zuzulegen, eine gewisse Dolores, ebenfalls eine Negerin. Auch sie versorgte ihn mit Geld. Als ihm vorgestern abend Cecilia gestehen mußte, daß ihr letztes Geld verbraucht sei, erklärte er ihr zynisch, daß er nichts mehr von ihr wissen wolle, und fuhr nach der Stadt. Cecilia folgte ihm und sah, daß er bei Dolores eintrat. Sie machte ihm eine Eifersuchtszene und veranlaßte ihn, mit ihr zu gehen. Freundlich lächelnd folgte ihr Bock und setzte sich mit ihr auf den Steinsockel des Gitters der Normalschule, plaudernd und scherzend, als ob nichts geschehen wäre. Cecilia hatte ihm den Arm um den Nacken gelegt. Um halb ein Uhr nachts, als alles ringsum still geworden war, zog Bock plötzlich ein Messer und stieß es mitten im Plaudern der Nichtsahmenden in die Brust. Dann wollte er fliehen, aber auf die Hilferufe Cecílias eilte ein Polizeisoldat herbei, der ihn verhaftete. Bock leugnete zwar die Tat und behauptete, Cecilia, die noch an Ort und Stelle starb, habe Selbstmord begangen, aber die Beweisgründe gegen ihn sind zu schwerwiegend, als daß die Ausrede ihm nützen könnte. Die Polizei nahm auch Dolores in Haft, da diese Dirne dringend verdächtig ist, Bock zur Ermordung ihrer Nebenbuhlerin angestiftet zu haben. Sie hat der Mordszene aus einiger Entfernung zugeschaut.

Armeepferde. Im Landwirtschaftsministerium fand unter dem Vorsitz des Dr. Pedro de Toledo eine Konferenz über die Maßregeln statt, die zur Hebung der Zucht von Armeepferden im Inlande zu ergreifen sind. An der Konferenz nahmen u. a. teil der Kriegsminister, der Generalstabschef, der General-Inspekteur des 9. Militärbezirkes, die Direktoren der Tierzuchtstationen und der Mustergüter des Bundes. Die letztgenannten Herren waren der Ansicht, daß man, da unser einheimisches Pferdmaterial von Arabern abstammt, nur arabisches Blut zur Hochzucht verwenden dürfe. Das einheimische Material zeichne sich durch Widerstandsfähigkeit und Energie aus und gebe somit eine gute Zuchtunterlage ab. Außerdem sollen Kontrollversuche mit Hengsten anglobrötonischen, ardenner

und Orloffschlages angestellt werden. Für die Produktion von Maultieren, die der Generalstabschef als unentbehrlich für gewisse Dienste bezeichnete, kommen italienische und katalonische Esel als Beschäler in Frage. Nachdem diese Angelegenheit genügend geklärt schien, schritt man zur Erörterung der weiteren Frage, wie die einheimischen Züchter zur Lieferung von Armeepferden zu ermuntern seien und ob die Heeresverwaltung den Anbau von Futterpflanzen im Inlande durch entsprechende Käufe von Futtermitteln unterstützen könne. Nach langer Debatte einigte man sich auf folgende Richtlinien. 1. Die Heeresverwaltung wird sich alljährlich einen Kredit bewilligen lassen, um die Züchter von Armeepferden zu prämiieren, deren Zuchtprodukte auf den alljährlichen vom Landwirtschaftsministerium zu veranstaltenden Pferdeschauen für den Anforderungen entsprechend erklärt werden. 2. Die Heeresverwaltung wird sich bemühen, auf diesen Pferdeschauen und den vom Landwirtschaftsministerium ebenfalls zu veranstaltenden Remontemärkten ihren Pferdebedarf direkt einzukaufen. 3. Wettbewerbsfähig sind nur Tiere, die im Stutbuch der Mustergüter eingetragen sind. 4. Die Heeresverwaltung wird sich bemühen, um den Anbau von Futtergewächsen zu fördern, ihren Bedarf an Futtermitteln nach Möglichkeit im Inlande zu decken; um die einheimischen Futtermittel gegenüber den ausländischen zu verbilligen, wird sie auf eine Frachtherabsetzung für das einheimische Produkt drängen. Ferner wurde beschlossen, den Minister des Innern und die Regierungen der Einzelstaaten zu bitten, beim Ankauf der Remonten für die Polizeitruppen möglichst nach diesen von der Heeresverwaltung aufgestellten Gesichtspunkten vorzugehen. Endlich verpflichtete sich die Heeresverwaltung, in Zukunft keine dienstuntauglichen Pferde mehr zur Versteigerung zu bringen, ehe sie von den Tierärzten auf ihren Gesundheitszustand untersucht worden sind. Man hofft auf diese Weise der wiederholt beobachteten Verbreitung von Tierseuchen durch ausrangierte Militärpferde vorzubeugen. Zum Schluß wurde die Notwendigkeit erörtert, in gemeinsamer Aktion beider Ministerien eine Statistik unseres gesamten Pferdebestandes vorzunehmen. Diese Frage soll noch Gegenstand weiterer Verhandlungen zwischen den Ressorts sein. — Wenn die geplanten Maßregeln nicht auf dem Papier stehen bleiben und nicht in die bekannte Vetternbegünstigung ausarten, dann können sie unsere Pferdezucht tatsächlich vorwärts bringen.

Die Freimärkte. Der Präfekt des Bundesdistrikts, General Bento Ribeiro, hat 25 Agenten mit der Propaganda für die Freimärkte beauftragt. Diese Agenten sind angewiesen worden, die Landwirte, Gemüsebauer, Obstbauer und Geflügelzüchter in der Umgebung der Hauptstadt aufzusuchen und ihnen auseinanderzusetzen, was die Freimärkte sind und welchen Vorteil sie ihnen bieten. Als der Einwand erhoben wurde, daß die Produzenten die Erlaubnis, auf jenen Märkten ohne Zahlung von irgendwelchen Gebühren verkaufen zu dürfen, mißbrauchen könnten, erklärte der Präfekt, daß sie die gegenwärtigen Preise aufrecht erhalten müßten, widrigenfalls ihnen die Erlaubnis sofort wieder entzogen würde. Die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel will uns nicht einleuchten. Wenn die Produzenten im direkten Verkehr mit den Konsumenten auch nicht billiger verkaufen als die Zwischenhändler, die vielgeschmähten, dann haben die Konsumenten, derentwillen die Freimärkte doch eingerichtet wurden, nicht den geringsten Nutzen von der Neuerung. Außerdem ist es unsinnig, die augenblicklichen Preise als Grundlage für die Beurteilung der Würdigkeit der Produzenten, an den Freimärkten teilneh-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080 BMS

für Alpaca

men zu dürfen, auszuwählen. Abgesehen davon nämlich, daß ja die augenblicklichen Preise als zu hoch bezeichnet werden (weshalb man Abhilfe durch die Freimärkte schaffen wollte), wechseln die Preise bekanntlich je nach der Jahreszeit. Eier z. B. sind jetzt vor Ostern teurer als im Oktober, Apfelsinen sind in einem Monat, wenn die großen Zufuhren kommen, viel billiger, und so fort. Wenn also die jetzigen Preise die Grundlage bilden sollen, dann werden die Produzenten in zwei Monaten viele Artikel teurer verkaufen dürfen, als der derzeitigen Marktlage entsprechen wird, während sie umgekehrt andere Artikel wieder zu billig verkaufen müssen. Das heißt, daß sie nur diejenigen Artikel auf die Freimärkte bringen werden, für die sie besonders günstige Preise erzielen werden. So geht es also nicht. Was der Präfekt tun könnte, das wäre die Aufstellung einer Tabelle von Höchstpreisen für die Freimärkte, natürlich nach Anhörung von Sachverständigen, einer Tabelle, die jeweilig geändert werden müßte. Das wäre kein rechtswidriger Eingriff der Verwaltung in die Gewerbefreiheit, wie der Versuch, den Fleischern Höchstpreise vorschreiben zu wollen, denn bei den Freimärkten liegt der Fall anders. Sie stellen eine Vergünstigung für die Verkäufer dar, und niemand wird der Präfektur das Recht abstreiten können, die Gewährung dieser Vergünstigung von gewissen Voraussetzungen abhängig

zu machen. Wem die Bedingungen nicht passen, der braucht den Freimarkt eben nicht zu beschicken. Gegen eine solche Tabelle wäre also nichts einzuwenden. Sie wäre das beste Mittel, um Mißbräuche zu verhüten, würde andererseits aber die genügende Beschiekung der Märkte nicht verhindern, sofern die Preise nicht gar zu niedrig angesetzt werden. Man kann sie leicht so bemessen, daß sie einerseits dem Produzenten im Vergleich zu den Geboten der Zwischenhändler noch einen guten Gewinn lassen, andererseits aber den Konsumenten einen wirklichen Vorteil bieten. Natürlich müßten die Preise an weithin sichtbarer Stelle am Markte angeschlagen werden.

Die Freimärkte, die bereits in Tätigkeit stehen oder noch errichtet werden sollen, sind folgende: Largo de Cascadura, Engenho de Dentro, Meyer, Engenho Novo, São Francisco Xavier, Bemfica, Largo da Egrejinha, Aldeia Campista, Praça 11 de Junho, Botafogo, Largo dos Leões, Largo da Canella, Largo do Guimarães, Praça Secca, Praça da Harmonia, Praça da Bandeira, Fabrica de Chitas, Humaytá, Ponte das Taboas, Gavea, Largo da Estação (Santa Cruz), Morro da Viuva, Largo da Estação (Bangú), Campo Grande, Praça 7 de Março, Villa Isabel, Rua Felipe Camarão, Morro do Senado, Praça da Gloria, Rua Haddoek Lobo, Rua Aristides Lobo, Largo da Caisa d'Agua, also 32 im

ganzen. Auf jedem Freimarkte wird den ganzen Tag über ein Munizipalbeamter anwesend sein, um über die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Qualität der Waren zu wachen und um etwaige Reklamationen zu erledigen.

Schwerer Unfall auf der See. Vor einigen Tagen berichteten wir von dem Scheitern eines Motorbootes in der Nähe von Itacurussú, bei dem fünf Personen ums Leben kamen. Jetzt ist aber Nictheroy und auch die Bundeshauptstadt durch das Gerücht in Aufregung versetzt worden, daß es sich nicht um einen Unfall, aber wohl um ein Verbrechen handelt, um einen fünffachen Raubmord. Es ist zuerst aufgefallen, daß alle Passagiere des Motorbootes ertranken aber kein einziger von der ebenso starken Besatzung. Dann crimmerte man sich daran daß einer der Passagiere, der Zahlmeister einer Zweiglinie der Zentralbahn, Herr Dr. Avaros Lassance, eine größere Summe Geldes bei sich führte, während seine ihn begleitenden Freunde alle mehr oder minder wertvolle Schmucksachen bei sich hatten. Schließlich wurde auch die auffallende Tatsache in Erwägung gezogen, daß die Besatzung, die, wie gesagt, sich zu retten vermochte, nicht sofort die Polizei aufsuchte, um diese von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Am zweiten Tage nach der Katastrophe wurde der Verdacht, daß ein Verbrechen vorliegen müsse, noch dadurch verstärkt, daß man bei einem der geretteten Bootsleuten einen Ring sah, der einem der Opfer gehört hatte, und der Verdacht wurde zur Gewißheit, als man am Ufer eine Leiche fand, die Schnittwunden aufwies und als man in dieser Leiche einen der Verunglückten erkannte. Die Polizei untersucht den Fall und die Bevölkerung sowohl der Hauptstadt des Staates Rio de Janeiro wie die Rio de Janeiro's erwartet Aufklärung, denn die verschiedenen Anhaltspunkte reichen dazu hin, um den Verdacht zu begründen, daß die Besatzung des Bootes die Passagiere überfallen und ermordet hat.

Schon wieder ein Schadenfeuer. Es ver geht kaum ein Tag, an dem in unserem Geschäftsviertel nicht ein Schadenfeuer ausbräche, und kaum eine Woche, in der einem solchen Brande nicht ein ganzes Haus jener Gegend zum Opfer fiel. Man kann es den Versicherungsgesellschaften nicht ver argen, wenn sie demnächst nur noch die Versicherung solcher Geschäfte übernehmen, deren Chef sich verpflichtet, nie und unter keinen Umständen das Rauchen im Hause zu dulden, wobei die Klausel eingefügt wird, daß die Gesellschaft für Brände bei denen weggeworfene Zigarettenstummel die Brandursache bilden, nicht schadenersatzpflichtig ist. Die Schuld bleibt nämlich fast regelmäßig an dem achtlos weggeworfenen brennenden Zigarettenstummel hängen, und diese Achtlosigkeit artet nachgerade in groben Unfug aus. Schließlich entbindet der Umstand, daß man sich versichert hat, niemand davon, dennoch die Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters oder Kaufmanns anzuwenden. Wir publizieren diese generelle Erörterung allerdings, ohne zu wissen, ob im Falle des Brandes in der Rua General Camara 111 wieder der Zigarettenstummel als Brandursache fungieren wird, denn die Sachverständigen hatten noch keine Zeit, ihren Bericht zu erstatten. Aber da nach der Behauptung der Elektrotechniker ein Kurzschluß angesichts unseres heutigen Sicherungssystems zu den Seltenheiten gehört, und da in Rio keine Oefen im Gebrauch sind, wer bleibt da als Brandstifter übrig, wenn nicht dieser niederträchtige weggeworfene Stummel? Der Brand brach abends aus. Das Erdgeschloß des Hauses hatte die Firma Vieira Leitão & Co. inne, die sich mit der Einfuhr von Kurzwaren befaßt, das Oberge-

schloß die Firma Cabral Belchior & Co., die die Marke-Konsignation betreibt. Ein Lager hatte im Hause nur die erste Firma, die um 8 Uhr morgens öffnet und um 5 Uhr abends schließt. In ihrem Lager war es, wo das Feuer auskam und reichliche Nahrung fand. Obwohl der diensttuende Polizist sofort die Feuerwehr alarmierte und obwohl diese sehr schnell zur Stelle war und energisch vorging, brannte das Haus doch völlig aus. Nur die vier Umfassungsmauern blieben stehen. Auch die anstoßenden Gebäude wurden schwer durch das Wasser beschädigt. Die Firma Vieira Leitão & Co. war bei verschiedenen Gesellschaften mit 200 Contos versichert, die Firma Cabral Belchior & Co. für ihre Kontoreinrichtung mit 4 Contos, und der Besitzer des Hauses, Herr Bento da Rocha Cabral, Sozios der zweiten Firma, hatte darauf eine Versicherung von 35 Contos genommen. Auch die in den anstoßenden, durch Wasser beschädigten Grundstücken domizilierten Firmen waren sämtlich versichert, so daß die Gesellschaften erkleckliche Entschädigungen werden zahlen müssen. Die Polizei hat die Inhaber der Firma, in deren Lager das Feuer ausbrach, die Herren Vieira und Leitão, wieder „zwecks Aufklärung“ in Haft behalten. Wir haben schon neulich gesagt, daß das eine ebenso rechtswidrige wie niederträchtige Gewohnheit ist. Es mag ja für die Polizei sehr bequem sein, Abgebrannte einfach in Haft zu behalten, bis ihr alles genügend aufgeklärt zu sein scheint. Aber darum ist es nicht minder willkürlich. Nach dem Gesetz darf sie nur Leute, die eines Verbrechens beschuldigt oder dringend verdächtig sind und gegen die außerdem Fluchtverdacht besteht, vorläufig in Haft nehmen, abgesehen von den Fällen, wo der Verbrecher auf frischer Tat ertappt wird. Aus der polizeilich geübten Praxis muß man den Schluß ziehen, daß jeder Abgebrannte ein Brandstifter ist, der obendrein fliehen will. Das ist eine gröbliche Beleidigung, die die Polizei ganz generell den Bürgern der Republik zügelt, denn abbrennen kann schließlich jeder. (Wir möchten sehen, ob die Polizei auch den Herrn des Palais auf dem Morro da Graça oder des Hauses mit dem goldenen Schlüssel in Haft nähme, wenn dort ein Brand ausbräche!) Was aber die Brandstifter anbelangt, so liegt Fluchtverdacht bei ihnen ganz gewiß nicht vor, denn sie legen das Feuer ja an, um die Versicherungssumme einzustreichen, und nicht, um sich aus dem Staube zu machen. Wozu also diese russisch und nicht republikanisch anmutende Verhaftungsmanie?

Ein tragisches Geschick hat kurz hinter einander die beiden Chefs des Hauses Hugo Heydtmann & Co., die Herren Hugo Heydtmann und Franz Steffek, hinweggerafft. Herr Hugo Heydtmann, der schon längere Zeit herzleidend war, erlag am 4. ds. in Petropolis seinem Leiden. Er hat ein Alter von 60 Jahren erreicht. Seine Leiche wurde am 5. ds. nach Rio überführt und auf dem Friedhofe von São Francisco Xavier beigesetzt. Wenige Stunden später erlag sein Neffe und Sozios, Herr Franz Steffek, im jugendlichen Alter von 24 Jahren einem böartigen Magenleiden, an dem er seit etwa drei Wochen im Strangers Hospital darniederlag. Seine Beisetzung erfolgte am nächsten Tage auf demselben Friedhofe. Die Firma, die eine hochgeachtete Stellung am hiesigen Platze einnimmt und Häuser von Weltruf, wie Opel, Merk, Hartmann, vertritt, wird von den bisherigen beteiligten Angestellten mit Frau Heydtmann als Kommanditärin weitergeführt werden. Der schwergeprüften Dame und der Firma übermitteln wir unser aufrichtiges Beileid.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Staates Minas.

Unter diesem Titel veröffentlichte vor einigen Tagen der „Estado“ den Inhalt eines interessanten Interviews, welches der Ackerbausekretär Herr Dr. José Gonçalves de Sousa dem Vertreter des Blattes in Bello Horizonte gewährte. Bei den großen Anstrengungen, welche von der Regierung des Nachbarstaates zur Hebung des Wirtschaftslebens gemacht werden und der Bedeutung von Minas Gerais im allgemeinen dürfte es unseren Lesern willkommen sein, die Meinung eines Mannes zu hören, der im Vordergrund der modernen wirtschaftlichen Umgestaltung des Staates steht und wie wenige andere berufen ist, Aufklärungen darüber zu geben. Dr. Gonçalves de Sousa führte ungefähr folgendes aus:

„Die Wiedererrichtung des Ackerbausekretariats ist allein schon ein Programm. Der Staatspräsident sagte sich sehr richtig, daß, um die produktiven Kräfte des Staates zu heben und zu orientieren, ein Departement wie das Ackerbausekretariat unentbehrlich sei. Und da dieses Departement fast ausschließlich technische Fragen zu lösen hat, so muß es nach einheitlichen Gesichtspunkten nicht nur auf rein administrativen Gebiete, sondern auch in Bezug auf Studium und Lösung der zu entscheidenden Fragen geleitet werden.

Früher wurden die Geschäfte des Ackerbauresorts vom Finanzsekretariat und von dem Sekretariat des Innern besorgt, da die beiden Sekretariate aber so wie so in ihren speziellen Fächern überlastet sind, so konnte den Angelegenheiten der landwirtschaftlichen Angelegenheiten nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Im Ackerbausekretariat hat die Regierung eine Amtsstelle geschaffen, der im speziellen die Lösung der großen wirtschaftlichen Probleme im Sinne der Hebung der Produktion und ihrer Ausgestaltung obliegt. In der Hauptsache sind es drei große Abteilungen, nach welchen sich der Dienst des Ressorts verzweigt: Landwirtschaft, Industrie und Handel, da aber der landwirtschaftliche Zweig in unserem Staate der wichtigste in der Volkswirtschaft ist, so steht er natürlich im Vordergrund des Interesses. Da die Landwirtschaft die meisten Rohstoffe für die Industrie liefert, so werden sich natürlich neben der Landwirtschaft auch Industrie und Handel angemessen entwickeln. Die Regierung ist überzeugt, daß die Viehwirtschaft sehr bedeutend den Wohlstand fördert und deshalb ist sie bestrebt, die Viehzucht zu heben und nach Möglichkeit anzuregen. Die nach dieser Richtung gemachten Anstrengungen haben ein sehr befriedigendes Resultat ergeben. Der Staat hat beispielsweise in großem Maßstabe Zuchtvieh bester Rassen eingeführt und es, nachdem es akklamatisiert war, den Züchtern zur Verfügung gestellt. Der Staat verkauft um die Hälfte des Kostpreises Lämpe zur Impfung gegen Karfunkel, er verteilt unentgeltlich Samen guter Futterpflanzen und versendet ihn frachtfrei, er verkauft Stacheldraht zum Einstandspreis unter liberalen Konditionen, er gewährt Unterstützung zur Errichtung von Sarnol-Badeanstalten zwecks Vertilgung der Zecken, er besoldet Veterinär-, zootechnische und Molkereilehrer, er gewährt den Molkereigenossenschaften Prämien zur Fabrikation reinen Salzes, zur Herstellung von Büchsen usw. Außerdem unterhält der Staat eine große Zahl kleiner zootechnischer Stationen, in welchen die besten Viehrassen gehalten werden. Es werden viehwirtschaftliche Lehrbücher verteilt. Sarnol-Badeanstalten sind bereits 30 vorhanden, obgleich mit ihrer Errichtung erst vor kurzem begonnen wurde.

Diese und andere Maßregeln zeitigen ausgezeichnete Ergebnisse. Die Fortschritte, welche in der Viehwirtschaft gemacht werden, sind überall sichtbar und sie ergeben sich aus den Daten der Statistik.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Regierung sich eifrig um die Errichtung moderner Schlachthäuser in Verbindung mit Gefrieranstalten bemüht und besorgt ist um die Verbesserung des Bahntransportes von Milch, frischer Butter usw. Die Regierung wird dem Kongreß in seiner nächsten Session eine Vorlage betreffs amtlichen Abwiegens des Viehs auf den Viehmärkten unterbreiten. Das Ackerbausekretariat hat bereits mit der Errichtung meteorologischer Stationen begonnen. Auf die Wichtigkeit und den Nutzen systematischer meteorologischer Beobachtungen braucht wohl nicht besonders hingewiesen zu werden. Der land- und viehwirtschaftliche statistische Dienst macht gute Fortschritte. Wir sind von dem Verfahren abgekommen, von den Kammern die unentgeltliche Ausfüllung der Fragebogen zu verlangen, was niemals ein befriedigendes Resultat gegeben hat. Wir bezahlen, wenn auch äußerst mäßig, für die Einholung der Daten. Dem Industriedepartement des Sekretariates liegt direkt die Anfertigung einer industriellen Statistik ob. Die auf die Municipien Barbacena, Juiz de Fora usw. bezüglichen Daten sind bereits nahezu komplett. Die Anfertigung solcher Statistiken in unserem Milieu erheischt viel Geduld und ist mit grossen Schwierigkeiten verknüpft.

Schon seit langem sind die öffentlichen Arbeiten nicht mehr so gefördert worden wie in der letzten Zeit. Besonderes Interesse wird auf den Bau von Brücken und Fahrstraßen verwendet. Der vorjährige Bericht gibt darüber erschöpfende Auskunft. Im nächsten Jahre gedenkt die Regierung mit der Rekonstruktion der Straße União e Industria zu beginnen, wozu sie von der Bundesregierung die Gewährung eines Zuschusses erlangt hat. Die Rekonstruktion dieses großen Werkes des verflorenen Regimes ist in der Tat sehr opportun. Nach ihrer Vollendung wird man in weniger als vier Stunden von Juiz de Fora nach Petropolis im Automobil fahren können.

Das Sekretariat hat hinsichtlich des Bahnwesens viele alte Fragen in den Interessen des Staates angemessener Weise zur Entscheidung gebracht. Die Bundesbahnen werden weitergeführt, außerdem wird an den vom Staate konzessionierten Bahnen Paracatu, Ouro Fino—Formiga usw. gebaut. Verschiedene Linien der Leopoldina-Bahn werden weitergeführt. Der Staat hat die Zweiglinie Mar de Espanha in eigener Regie gebaut. Die Linie von Piranguinho, deren Bau der Gesellschaft Rede Sul-Mineira übertragen ist, geht ihrer Vollendung entgegen. Die Verstaatlichung der Bahia- und Minas-Bahn und deren Weiterführung lösen das Bahnproblem im Norden von Minas.

Der Dienst der Ausbeutung der Mineralschätze und der Wasserkräfte, der für den Staat von hervorragender Wichtigkeit ist, wird von dem Ackerbausekretariat geregelt. Wenn dabei auch noch vieles zu tun übrig bleibt, so sucht man doch nach Möglichkeit das momentane Bedürfnis zu befriedigen. Von kompetenter Seite werden die Bemühungen des Sekretariats nach dieser Richtung anerkannt.

Die kommunalen Meliorationen verursachen dem Sekretariat viel Sorge und Mühe. Dem Sekretariat liegt bekanntlich die Oberleitung und Kontrolle derjenigen öffentlichen Arbeiten der Municipalitäten ob, wozu diesen vom Staate Anleihen gewährt wurden. Das Sekretariat läßt durch eine technische Kommission die betreffenden Pläne ausarbeiten oder die

außerhalb angefertigten revidieren und veranlaßt dann bezw. fiskalisiert die Ausführung der Arbeiten. Manches ist schon vollendet oder in Angriff genommen, vieles der Vollendung nahe. Die den Municipien zu diesem Zwecke geliehenen Beträge erreichen die stattliche Summe von 15.000 Contos.

Die Zukunft wird demonstrieren, daß die Ausführung des Regierungsprogramms in dieser Hinsicht wesentlich zur wirtschaftlichen Entwicklung beiträgt. Die technische Kommission arbeitet zwar mit kleinem Personal, aber sehr intensiv.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß das Ackerbausekretariat es sich angelegen sein läßt, allen Dienstzweigen den nötigen Impuls zu geben. Es wird viel und ohne Unterbrechung gearbeitet. Man kann wohl angesichts des bisher Geleisteten und Erreichten (in einem Zeitraum von zwei Jahren) die Wiedererrichtung des Ackerbausekretariates als vollkommen gerechtfertigt bezeichnen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß durch die Wiedererrichtung finanzielle Störungen nicht eingetreten sind. Im Gegenteil hat das Ackerbausekretariat das Ressort in seinen Bestrebungen zur Besserung der finanziellen Lage unterstützt. Auch braucht nur auf den letzten Bericht des Finanzsekretärs verwiesen zu werden. Das Verdienst liegt nicht darin, vieles mit vielem Gelde, sondern mit möglichst geringen Mitteln zu bewerkstelligen. Ich bin der Erste, der bekennt, daß uns noch sehr viel zu tun obliegt und manche Defekte zu korrigieren sind, aber Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden.

Für viele Dienste reichen die im Etat festgesetzten ordentlichen Ausgaben nicht aus. Die vierjährige Regierungsperiode ist auch zu kurz für die vollständige Durchführung eines hochgesteckten und umfassenden Programms. Gut Ding will zwar Weile haben, aber nichtsdestoweniger müssen wir vorwärts zu eilen suchen, ohne uns Rast zu gönnen. Die Kosten vieler Arbeiten werden aus den Mitteln bestritten, welche in außerordentlichen Bewilligungen ausgeworfen sind. Zu den Arbeiten dieser Kategorie gehören beispielsweise die Meliorationen in den Badeorten, wofür ein außerordentlicher Kredit von 400.000 Pfund Sterling bewilligt wurde, ferner der Bau der Zweigbahnen Mar de Hespanha und Piranguinho.

Die Bundesregierung unterstützt uns so gut sie kann. Zwischen der Regierung des Staates und der des Bundes bezw. zwischen dem Ackerbausekretariat und dem Landwirtschaftsministerium herrscht völlige Uebereinstimmung in den programmatischen Gesichtspunkten. Zum Beweis braucht nur darauf verwiesen zu werden, daß die Kolonie Inconfidentes, die Seidenraupenzucht-Station von Barbacena, die Molkereischule von São João del Rey, die Musterviehwirtschaft von Uberaba, die Veterinär-Station von Bello Horizonte usw. auf Kosten des Bundes unterhalten werden. Die Kosten des praktischen landwirtschaftlichen Unterrichts, welcher auf fünf Musterfazendas erteilt wird, trägt ebenfalls der Bund.

Landwirtschaftlicher Unterricht wird ferner in der landwirtschaftlichen Schule von Lavras und von Wanderlehrern erteilt. Der Unterricht wird sekundiert durch den Informationsdienst des Sekretariats und die Gratisverteilung von landwirtschaftlichen Schriften. Kürzlich wurde im Amtsblatte die Arbeit eines Schülers der landwirtschaftlichen Lehranstalt von Lavras, der sich den Preis einer Reise nach den Vereinigten Staaten behufs Vervollkommnung seiner Studien im Molkereifach erwarb, veröffentlicht. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um zu erwähnen, daß verschiedene junge Leute im Auslande unter finanzieller Beihilfe des Staates ihre Stu-

dien in der Agronomie, in der Elektrotechnik usw. vervollständigen.

Wir sind eifrige Förderer des Genossenschaftswesens, weil wir überzeugt sind, daß die produzierenden Klassen große Vorteile aus der Kooperation und der Solidarität ziehen können. Wir befinden uns im Jahrhundert der Gegenseitigkeit. Die Regierung läßt sich den Ausbau des Genossenschaftswesens, mit dessen Einführung unter ihrer Vorgängerin der Anfang gemacht wurde, angelegen sein. Man bezweckt damit vornehmlich die Entwicklung der Produktion und die Valorisierung der Produkte durch Verbesserung ihrer Qualität, sowie ihre Verwertung auf den Konsummärkten unter Ansehluß des Zwischenhandels.

Trotz aller sich aus unseren Verhältnissen ergebenden Schwierigkeiten haben wir unsere Absicht, wenn auch noch nicht vollkommen, erreicht. In Bezug auf die Molkerei beispielsweise sind die Erfolge sehr befriedigende und der Nutzen der Kooperation leuchtet den Züchtern bereits ein. Was dem Züchter vereinzelt nie gelingen würde, erreicht er mit Leichtigkeit durch die Genossenschaft. Auf genossenschaftlicher Basis wurden vollständige Molkerei-Etablissements ins Leben gerufen, andere, wie die von Itauna und Bello Horizonte, können in Kürze in Betrieb gesetzt werden. Die Lagereinrichtungen in Rio sind aus der Organisation von Genossenschaften heraus entstanden. Durch sie werden dem Landwirt Lagermieten erspart, außerdem verbilligen sich die Carretos, denn die Entladung wird mit größerer Leichtigkeit bewirkt, die Fiskalisation der Produkte und ihres Gewichts, welches bei Eingang und Ausgang festgestellt wird, ist eine bessere. Hinsichtlich dieser Punkte sind die erzielten Resultate die denkbar günstigsten. Es sind aber nach Beseitigung der Unvollkommenheiten, welche der Organisation noch anhaften, bessere zu erwarten. Mit der Schaffung der Lagereinrichtungen verfolgten wir aber noch andere Gesichtspunkte. So wird durch sie die Erhebung des Ausfuhrzolles bei Abgang oder Verkauf der Produkte ungemein erleichtert. Es braucht beispielsweise der Pflanze den Ausfuhrzoll auf Kaffee nicht mehr im voraus zu bezahlen, sondern der Zoll wird vom Exporteur entrichtet. Das ist ein Desideratum, welches unsere Landwirtschaft schon längst vergeblich erstrebte. Vor einiger Zeit wurde eine „Cathecismo da Cooperação“ betitelte Broschüre veröffentlicht zu dem Zwecke, geschichtliche Daten über das Genossenschaftswesen bekanntzugeben und Kenntnisse über dasselbe zu verbreiten bezw. Anregungen zur Gründung von Genossenschaften zu geben.

Der Umsatz der Lagerhäuser beziffert sich monatlich, allein in Kaffee, auf rund 30.000 Saek, die zum heutigen Preise einen Wert von 1500 Contos repräsentieren. Soweit Kaffee in Betracht kommt, funktioniert die Rio-Agentur mit aller Regelmäßigkeit. Die Fiskalisation ist rigoros und der Dienst geht seinen geregelten Gang.

Unter mehr oder weniger den gleichen Gesichtspunkten wurde auch die Hypotheken- und Landwirtschaftsbank des Staates ins Leben gerufen. Die Landwirtschaft kann der Hilfe von Kreditinstituten nicht entraten und sie bedarf des Kredits zu ihrer Entwicklung. Die Errichtung einer Bank zu dem ausgesprochenen Zwecke, der Landwirtschaft die Ausnützung des Kredits zu ermöglichen, drängte sich somit auf. Die Bank leistet der Landwirtschaft bereits vortreffliche Dienste und wird ihr noch größere leisten, wie aus ihren Transaktionen hervorgeht. Abgesehen von den Operationen auf Basis hypothekarischer Sicherstellung, gewährt die Bank jetzt auch unter den nötigen Kautelen Personalkredit. Mehr als eine Genossenschaft hat schon

bei der Bank Anleihen aufgenommen ohne Gewährung einer anderen Garantie als die der solidarischen Verantwortlichkeit der Mitglieder, was ja in Wirklichkeit hinreichende Sicherheit bietet. Unter Umständen ist die Sicherheit auf Grundlage solidarischer Haftung größer als die, welche Hypotheken auf Immobilien bieten, denn letztere sind der Entwertung unterworfen.

Es steht fest, daß die Bank noch lange nicht an der Höchstgrenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist, was in so kurzem Zeitraum auch unmöglich erreicht werden konnte, aber nach und nach wird das Programm erweitert. Von der Steigerung der Transaktionen erwarten wir eine Herabsetzung des Zinsfußes, was der Landwirtschaft zu großem Vorteil gereichen wird, zumal sie keine hohe Zinsbelastung trägt. Es erscheint mir nicht opportun, die Gründung neuer Banken zu betreiben, denn mit fortschreitender Entwicklung wird die Konkurrenz ganz von selbst kommen. Es ist vor allen Dingen die Vermehrung der Agenturen notwendig, damit die Landwirte sich bequemer der Hilfe der Bank bedienen können. Was uns ferner zu tun obliegt, ist die Gründung landwirtschaftlicher Kreditkassen in Anlehnung an die Bank. Diese Kreditkassen würden als Kreditvermittler dienen. Ich bin der Ansicht, daß Großbanken vertrauenswürdiger sind als kleine Institute und sie eher als diese in der Lage sind, den Zinsfuß herabzusetzen. Das Kapital darf sich, wenn es vermieden werden kann, nicht zersplittern. Im Bankfach ist es nicht die Konkurrenz, welche niedrigere Zinsen gewährleistet, sondern die Kapitalakkumulation und das Bedürfnis, das Kapital anzulegen. Das lehrt uns das Beispiel Frankreichs, wo es Kapital im Ueberfluß gibt. Der Ueberfluß verbilligt die Zinsen.

Hinsichtlich der Hochofenindustrie kann ich Bestimmtes nicht sagen. Die Regierungen des Staates und des Bundes sind unter Berufung auf die einem Unternehmen gewährten Vergünstigungen ganz unnötigerweise angegriffen worden, denn zu der Sache ist ja noch gar nicht definitiv Stellung genommen.

Bis heute ist sich Minas, wo es die reichsten Eisenerzlager der Welt gibt, noch gar nicht seines kolossalen Reichtums bewußt, der eigentlich nur „paranglez ver“ existierte. Sicherlich werden wir niemals eine Hochofenindustrie haben, wenn nicht einem bestimmten Unternehmen Vergünstigungen von einem solchen Umfange gewährt werden, welche man sonst der Industrie nicht zu gewähren pflegt. Unstreitig wird die wirtschaftliche Zukunft von Minas vornehmlich auf der Land- und Viehwirtschaft, sowie auf der Hochofenindustrie basieren. Es ist somit nötig, diese Industrie ins Leben zu rufen.

Meines Erachtens sollte man die Eisenerzausfuhr nicht hindern, solange das Erz im Lande nicht selbst verarbeitet werden kann, denn gerade die Erzausfuhr wird uns zur Eisenindustrie verhelfen. In Brasilien werden sich die Verhältnisse kaum anders entwickeln als in anderen Ländern.

Aus der Annullierung des Kontraktes Wigg würde dem Staate kein direkter Verlust erwachsen, indes würden wir indirekt dadurch Schaden haben, daß die Einführung der Hochofenindustrie hinausgezögert wird. Deshalb erscheint es mir notwendig, diese Frage ein für allemal zu entscheiden und Vergünstigungen, in mäßigen Grenzen, demjenigen zu gewähren, der in der Lage ist, uns zu einer Hochofenindustrie zu verhelfen.

Die an ihn gestellte Frage, was er von der Agitation gegen den Verkauf von großen Landkomplexen an Ausländer halte, beantwortete der Ackerbausekretär wie folgt:

Die Frage ist nach meiner Ansicht ungebührlich aufgebauscht worden. Wir sollten uns selbstverständlich hüten, an den Grenzen große Komplexe an Fremde zu konzedieren, aber im Innern des Landes brauchen wir keine besondere Vorsicht walten zu lassen und dürfen nicht verhindern, daß der Fremde mit uns zur Förderung unserer Entwicklung zusammenwirkt. Est modus in rebus! In Minas gibt es keinen grossen Landbesitz in Händen von Ausländern. Das Ackerbausekretariat bemüht sich aber, Fremde zwecks Errichtung großer Viehzüchtereien heranzuziehen, ohne daß es damit bis jetzt positive Resultate erzielt hat. Vor der Gewährung von Konzessionen nach dieser Richtung haben wir keine Angst. Wie könnten wir auch in legaler Weise die Erwerbung grosser Landkomplexe durch Fremde verhindern? Und ist nicht die Gewährung von Bahnkonzessionen an Fremde ungleich gefährlicher?

In gewisser Hinsicht sind Konzessionen in der Hand von Fremden immer gefährlich. Aber weshalb sollen wir uns unnötige Sorgen machen? Brasilien ist nicht mehr res nullius. Es ist zu groß, um so mir nichts dir nichts übergeschluckt zu werden.

Die Regierung hat einen Vertrag mit Herrn Brosenius betreffs Einführung von Einwanderern aus Europa geschlossen. Herr Brosenius befindet sich bereits dort. Wir haben auch bereits durch unsere Agentur in Antwerpen eine Propagandaaktion eingeleitet. In Kürze werden wir mit dem Bau einer Einwandererherberge in Bello Horizonte beginnen. Der Mangel einer solchen Herberge hat uns schon viel geschadet, und der Bau drängt sich gebieterisch auf, um zu verhindern, daß die für den Staat Minas bestimmten Einwanderer in der Einwandererherberge der Ilha das Flores nach anderen Zielen abgeleitet werden. Bei dem Abschluß des Vertrages mit Herrn Brosenius sind wir von folgenden Gesichtspunkten geleitet worden: Wenn sich jemand zur Auswanderung nach Brasilien entschließt, hat er dabei auch fast immer eine bestimmte Gegend im Auge. Da Minas immer große Schwierigkeiten hatte, Einwanderer aus der Herberge der Ilha das Flores zu erhalten, so haben wir beschlossen, die Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu beheben. Zu diesem Behufe sind wir Kontrakte mit Privaten eingegangen, denen es obliegt, im Auslande die Wahl unter den Auswanderungslustigen, die im Staate Minas sich niederzulassen wünschen, zu treffen. Dieser Aufgabe könnte sich der Staat auch direkt widmen, aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß wir weiter kommen, wenn wir uns der Beihilfe von Privaten bedienen. Vor allen Dingen ist die Sache so billiger. Da die Bundesregierung die Ueberfahrtskosten trägt, so erwachsen dem Staate keine anderen Auslagen als die Zahlung einer bestimmten Kommission für je 50 eingeführte Einwandererfamilien in Kompensation der Arbeit und der Unkosten des Kontrahenten. Wir hoffen, daß wir so dauernd die Einwanderung in Fluß halten können, ohne daß sie uns große Kosten verursacht. Immerhin ist die Sache kostspielig genug. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß der Kongreß für den Anfang einen Kredit von 2000 Contos bewilligt hat. Wir gedenken sowohl Bauern wie Industriearbeiter und Handwerker ins Land zu ziehen, denn wir können jede Kategorie von Arbeitsleistenden gebrauchen, selbst Dienstboten. Wir werden versuchsweise Koloniegelände unentgeltlich an Einwandererfamilien anweisen lassen unter der Bedingung, daß diese einen bestimmten Barbetrag mitbringen. Wir versprechen uns von diesem Verfahren viel. Es versteht sich von selbst, daß wir mittellose Einwanderer nicht abweisen und fortfahren werden, ihnen im Anfang

die notwendige Beihilfe zu ihrem Vorwärtskommen zu gewähren. Im Amtsblatt ist eine Bekanntmachung betreffs Einführung von Einwanderern veröffentlicht worden. Es sollen zunächst 4000 Familien mit insgesamt 20.000 Köpfen eingeführt werden. Bei der Wahl ist auf körperliche Tauglichkeit zu sehen und mit aller Vorsicht vorzugehen.

Wer sich auf Kolonien anzusiedeln wünscht, ist nicht minder willkommen wie der ländliche Lohnarbeiter oder der Handwerker. Man wird gleich besorgt sein um ihre Plazierung und ihr Vorwärtskommen. Einheimische Bauern werden natürlich nicht zurückgewiesen und auf den existierenden Kolonien ist eine bestimmte Zahl von Grundstücken für die Ansiedlung Einheimischer reserviert.

Die gegenwärtige Regierung darf es sich wohl als Verdienst anrechnen, die Einwanderungs- und Kolonisationsfrage in bester Weise zu lösen zu suchen. Sie übersieht auch den Nutzen der Veröffentlichung von Propagandaschriften nicht.

Es ist schwer, die industrielle Bedeutung des Staates Minas im Verhältnis zu den übrigen Staaten der Union festzustellen. Es steht aber so viel fest, daß in ganz Minas der Hauch des Fortschrittes zu verspüren ist. Die private Initiative brieht sich Bahn und wird von der Regierung gefördert. Die Presse gibt davon täglich Kenntnis. Die wirtschaftliche Lage des Staates erscheint uns im Vergleich zu der anderer Staaten günstig. Das wurde schon in den Berichten über das Jahr 1911 konstatiert und wird in den Berichten über das verflossene Jahr noch mehr in die Erscheinung treten.

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Staat São Paulo an der Spitze der wirtschaftlichen Entwicklung steht aus verschiedenen Gründen, die hier keiner weiteren Erwähnung bedürfen, aber auch der Staat Minas ist zu einer großen Zukunft berufen und wenn es so gut weiter geht wie bisher, wird auch Minas zu Reichtum und wirtschaftlicher Bedeutung gelangen. Es mangelt Minas nichts zu einer raschen und großen Entwicklung. Außerdem muß hervorgehoben werden, daß der Mineiro friedfertigen Charakters und arbeitsfreudig ist. Der wirtschaftliche Fortschritt wird ganz wesentlich durch die neuen Verkehrswege impulsiviert werden.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß in Minas das Wirtschaftsleben von der Landwirtschaft beherrscht wird. Das wird auch noch viele Jahre der Fall sein. Wenn wir Landwirtschaft und Viehzucht hinsichtlich des Wertes der Ausfuhrerzeugnisse sondern, so ist jene dieser um ca. 125 Prozent voraus. Macht die Viehwirtschaft auch in Zukunft so große Fortschritte wie bisher, so wird sie fraglos die Landwirtschaft überflügeln. Die industrielle Produktion steht hinter der land- und viehwirtschaftlichen noch sehr zurück. Land- und Viehwirtschaft lieferten Ausfuhrprodukte im Werte von 200.000 Contos, während der Wert der Ausfuhr industrieller Erzeugnisse sich kaum auf 15.000 Contos bezifferte. Die Viehwirtschaft trug zum Ausfuhrwerte mit ungefähr 80.000 Contos bei."

Die italienische Auswanderungsfrage.

Mehrere italienische Abgeordnete haben, wie in dem Telegrammenteil bereits wiederholt gemeldet, an die Regierung Interpellationen gerichtet, was sie über die italienische Auswanderung nach Brasilien denken. Diese Interpellationen kamen am Montag, den 10. in der Kammer zur Sprache. Nach dem großen Geschrei der italienischen Zeitungen, nach den spaltenlangen Telegrammen, die man an die grösseren brasilianischen Zeitungen aus Rom über diese

Interpellation geschickt, hätte man meinen sollen, daß ganz Italien sich für diese Angelegenheit interessiere, aber dieses scheint doch wieder nicht der Fall gewesen zu sein, denn die Sitzung, in der die Interpellationen beantwortet werden sollten, ist kaum bemerkt worden. Ein zuverlässiges Telegramm meldet, daß dieser Sitzung nur 30 Abgeordnete beigewohnt haben. Das Interesse für die Interpellation war also schon in der Kammer selbst ein minimales, was doch mit Sicherheit darauf schließen läßt, das gegen alle anderslautenden Berichte dem Problem von Seiten der Italiener keine große Wichtigkeit beigelegt wird und damit ist schon gesagt, daß von nun ab die ganze Aufregung als eine künstliche Mache erscheinen muß.

Nach Erledigung anderer Geschäfte wurde dem sozialistischen Abgeordneten Dr. Angiolo Cambri zur Sache das Wort erteilt. Dieser Abgeordnete war bekanntlich derjenige, der zuerst gegen Brasilien „Alarm blies“ und der sich in der Folge am meisten als Bekämpfer der Auswanderung ausgezeichnet hat. Cambri begann die Begründung der Interpellation mit der Eröffnung, daß in Italien im geheimen für die Auswanderung nach Brasilien agitiert werde. Die Präfekten der Provinzen, die diese Agitation unferdrücken sollten, ständen ihr manchmal freundlich gegenüber und das aus dem Grunde, weil die Auswanderung die Zahl der Arbeitslosen vermindere. Infolge dieser Agitation habe der erste von Genua abgehende Dampfer der direkten Linie tausend Auswanderer mitnehmen können. Er habe sich darauf bemüht, den Kontrakt der italienischen Dampfergesellschaften mit der brasilianischen Regierung kennen zu lernen und aus diesem habe er erfahren, daß der eigentliche Grund der Subvention die Heranziehung italienischer Auswanderung sei, was sich aber gegen die italienischen Gesetze verstoße. Diese Feststellung habe das Dekret vom 31. Dezember zur Folge gehabt, das der direkten Dampferlinie die Erlaubnis entzog, Auswanderer mitzunehmen. Dieses Dekret sei von allen Seiten beifällig aufgenommen und in allen seinen Punkten, sowohl in Italien wie im Auslande, als richtig befunden worden. Das Ausland sei deshalb an dem Dekret interessiert, weil es ja für seinen eigenen Arbeitsmarkt des italienischen Armes bedürfe und es nicht gerne sehen könne, wenn ein einziges Land die italienischen Arbeiter heranziehe. Das entspreche aber auch der Politik des Auswanderungskommissariats. Ein Rundschreiben dieses Kommissariats habe die italienischen Arbeiter vor dem brasilianischen Douro gewarnt, dessen Arbeitsmarkt sich für die italienische Auswanderung nicht besonders empfehle. Man versuche die direkte Dampferlinie dadurch zu verteidigen, daß man die Behauptung aufstelle, sie sei nur deshalb ins Leben gerufen, um die Handelsbeziehungen zwischen Brasilien und Italien lebhafter zu gestalten. Wenn es dem so wäre, dann könnte man froh sein und dann hätte man allen Grund, die brasilianische Interessenlosigkeit zu bewundern. Dieses sei aber nicht der Fall. Der Artikel 7 des Kontraktes lasse durchblicken, daß der eigentliche Zweck die Heranziehung der Auswanderer sei und der Artikel 11 sei noch klarer, denn er spreche von der Kolonisation. Darauf habe das Verbot erfolgen müssen. Nun habe man gesagt, daß das Dekret vom 31. Dezember die Interessen des italienischen Handels verletzte. Diese Stellung habe die italienische Handelskammer in São Paulo eingenommen. Auf diese könne man aber nicht viel geben, denn einige der Personen, die den Protest gegen das Dekret vom 31. Dezember unterschrieben haben, ständen zu der direkten Dampferlinie in engen Beziehungen und seien daher als

interessiert zu betrachten. In der Sitzung der paulistaner italienischen Handelskammer habe ein älterer Herr gesagt, daß der Schiffsfahrtsvertrag nur kommerzielle Zwecke verfolge, aber ein anderer, der der Schwiegersohn eines brasilianischen Vertreters sei, habe in derselben Sitzung den Ausspruch getan, daß ohne die Erlaubnis, Auswanderer mitzunehmen, die direkte Schiffsfahrtslinie keinen Sinn habe.

Wenn der Abgeordnete Cabrini wirklich nur so gesprochen hat, wie der Telegraph berichtet, dann muß man ihm zugestehen, daß er den Boden der Sachlichkeit nicht verlassen hat und dann kann man gegen ihn den Vorwurf nicht erheben, er habe gegen Brasilien gehetzt.

Nach Cambrini nahm Romulo Murri das Wort, derselbe Herr, der vor kurzem hier war und von Seiten der Regierung mit ausgesuchter Zuvorkommenheit empfangen wurde. Er beschrieb die Lage, in der sich die italienischen Auswanderer in Brasilien befinden und sagte, daß sie eines bestimmten Schutzes bedürften. Die Lage der Auswanderer sei eine schwierige, nicht nur in Brasilien, sondern auch in Argentinien. Die italienische Regierung sollte dafür sorgen, daß die Kolonisten in Brasilien Schulen bekommen, damit ihr moralisches Niveau gehoben werde und ihre wirtschaftliche Lage sich bessere.

Nach Murri sprach Carlo Caragnari, der die indirekte Schiffsfahrtslinie verteidigte. Das Dekret vom 31. Dezember könne nur das bezwecken, daß die italienischen Auswanderer anstatt über Genua über Havre oder Marseille sich nach Brasilien begeben. Auch könne die deutsche Auswanderung die italienische ersetzen (?). Deshalb empfehle sich eine liberalere Auswanderungspolitik.

Nach diesem Abgeordneten sprachen Eduardo Pantano und Giovanni Camera. Der erstere verlangte einen Arbeitsvertrag mit Brasilien, der andere betonte, daß in Brasilien jede soziale Gesetzgebung fehle. Gegen die Auswanderung nach Brasilien wäre nichts einzuwenden, wenn in diesem Lande die Arbeit und die Einhaltung der Kontrakte garantiert wären.

Die Antwort des Ministers des Aeußern auf diese vielen Interpellationen war, wie das anders nicht erwartet werden konnte, eine Ausrede. Zuerst betonte er, daß die Verweigerung der Erlaubnis, Auswanderer nach Brasilien zu bringen, keine Ausnahme sondern die Regel sei. Ausnahme wäre es gewesen, wenn man Brasilien das zugestanden hätte, was anderen nicht gestattet sei. Die italienisch-chilenische Konvention habe die Subventionierung einer direkten Dampferlinie betrieben, aber die italienische Regierung habe ihr sofort mitgeteilt, daß diese Linie die Erlaubnis, Auswanderer zu befördern, nicht bekommen werde. Brasilien werde also ebenso behandelt, wie die anderen Länder auch; in dem Verbot der subventionierten Auswanderung liege keine Spitze gegen Brasilien, mit dem Italien ja freundschaftliche Beziehungen unterhalte. Es sei schwer, in Brasilien allen Italienern den Konsularschutz angedeihen zu lassen, denn das Land sei dreißig Mal so groß wie Italien und in seinem Gebiet lebten eine Million und dreihunderttausend Italiener. Der Konsularbezirk von Porto Alegre allein sei sechsmal so groß wie Italien (Geographie schwach! Herr Minister!). Diese kolossale Ausdehnung erschwere den Schutz, aber man müsse Brasilien zugestehen, daß es an gutem Willen nicht fehlen lasse. Wenn Italien stark dastehen werde, dann werde es im Auslande geachtet und seine Auswanderer respektiert sein.

Mit diesen Ausführungen gaben sich die Interpellanten zufrieden. Die Herren Pantano und Camera

nari werden bei der Diskussion des Auswanderungsbudgets auf ihr Projekt, zwischen Italien und Brasilien einen Arbeitsvertrag zustande zu bringen, zurückkommen.

Aus aller Welt.

Waffenfabrik Mauser A. G. in Oberndorf a. N. Wie verlautet, hat die Fabrik, deren Aktien sich bekanntlich im Besitze der Deutschen Munitions- und Waffenfabriken befinden, von einer ausländischen Regierung — man sagt Brasilien — einen großen Gewehrauftrag erhalten, der für das laufende Jahr den ganzen Fabrikbetrieb voll in Anspruch nehmen wird.

Die Scheidungsklage des Prinzen. Der frühere Erbprinz Eberwyn zu Bentheim und Steinfurth, der sich im Oktober 1906 in London in nicht standesgemäßer Ehe mit der Tochter des früheren Bürgermeisters von Heckeswagen, Lilly Langenfeld, verheiratete, hat nun, wie aus Frankfurt a. M. berichtet wird, die Ehescheidungsklage eingereicht. Der Prinz hat vor seiner Vermählung auf sein Erstgeburtsrecht für sich und seine etwaigen Nachkommen verzichtet und sich der Nachfolge auf den grossen Stamm- und Familiengütern seines Hauses gegen eine hohe jährliche Rente begeben. Er stand als Leutnant im Regiment Garde-du-Corps und nahm vor seiner Vermählung den Abschied. Er steht jetzt im 31. Lebensjahre. Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Viktor Adolf, der jetzige Erbprinz, ist Referendar a. D. und steht als Leutnant im 1. Garde-Ulanenregiment in Potsdam, ein anderer Bruder, der Prinz Karl, ist Leutnant in der Garde-Maschinengewehrabteilung in Potsdam.

Wahl und Polizeistunde. Bei den letzten Stadtverordnetenwahlen in Bautzen beteiligte sich auch ein „Frauenkomitee“ eifrig am Wahlkampf und suchte unter anderem durch eine Reihe von Inseraten für seinen Kandidaten Stimmung zu machen. Da hieß es: „Ihr Frauen, dringt darauf, daß Eure Männer alle Herrn Hotelier Hermann R. wählen, denn er sorgt dafür, daß unsere Männer, trotzdem keine Polizeistunde besteht, nachts zwölf Uhr nach Hause geschickt werden. Er ist der einzige Gastwirt, der pünktlich schließt.“ Daneben findet sich noch der Notschrei einer einzelnen schönen Seele, der kurz und lakonisch lautet: „Wählt Herrn Hotelbesitzer R., er tritt für Polizeistunde ein.“ Unterschrift: „Eine Eifersüchtige, die ihren Mann öfter des Nachts mit Hemd und Regenmantel bekleidet nach Hause holen muß.“

Pfarrer und Freund gemeinsam in den Tod. Eine Aufsehen erregende Tragödie hat sich zu Werne in Westfalen abgespielt. Im dortigen Pfarrhause wurden die Leichen des Pfarrers Martin Luther, eines Nachkommen des Reformators, und seines Freundes Grosse-Brauckmann gefunden. An Einzelheiten ist in Erfahrung gebracht worden, daß Grosse, der ehemals Gutzbesitzer war, den Pfarrer dazu verleitete, mit ihm zu spekulieren. Beide verloren dabei ihr gesammeltes Vermögen. In der Verzweiflung faßten die Freunde den Entschluß, gemeinsam in den Tod zu gehen. Der Verabredung gemäß erschoss Grosse den Pfarrer und dann sich selbst.

Der älteste lebende Schweizer dürfte unstreitig Giacomo Masciorini aus Cugnasco im widromantischen Val Verzasca sein, der kürzlich seinen 106. Geburtstag feierte, was zu einem Fest für die ganze Ortschaft Anlaß gab. Der Greis ist geistig noch ganz frisch und sieht alles noch ohne Brille. Sein ganzes Leben war strenger Arbeit ge-

widmet; als Erdarbeiter hat er an der Herstellung verschiedener Straßen und Bauten im Kanton Tessin sein Brot verdient und er lebte äußerst genügsam. Im Jahre 1830 verheiratete er sich; es entsprangen der 52jährigen Ehe sechs Kinder; seine Frau wurde 1882 — 77 Jahre alt — zu Grabe getragen. Seine vier Kinder leben noch; von ihnen ist der Älteste jetzt 82 Jahre alt. Zwei von den Söhnen sind verheiratet und schon Urgroßväter, so daß der 106 Jahre alte Greis Ururgroßvater ist.

Grauenhafte Zustände in einem französischen Waisenhaus. Die Untersuchung der Zustände, die in dem geistlich geleiteten Waisenhaus vom Heiligen Joseph in Tours angestellt wurde, hat grauenhafte Zustände enthüllt. Abgesehen davon, daß in dem Hause die abscheulichste Unsauberkeit herrscht, die Kinder schlecht genährt, in der Krankheit schlecht gepflegt und solche mit ansteckenden Krankheiten in Gesellschaft ihrer kleinen Kameraden gelassen wurden, stellte die Gerichtsbehörde fortdauernde schwere Mißhandlungen der Waisenkinder fest. Sie ordnete die Verhaftung des ehemaligen Anstaltslehrers und gegenwärtigen Pfarrers Gommerel und des ehemaligen Trappistenmönches Cellai an, die an ihren Zöglingen unsittliche Handlungen vorgenommen haben. Der Trappist ist flüchtig geworden und konnte noch nicht ergriffen werden. Gegen zwei andere Lehrer der Anstalt, einen ehemaligen Mönch des Schulbrüderordens und einen Stiftsgeistlichen, der ebenfalls als Lehrer an der Anstalt wirkte, wurde die Strafuntersuchung eingeleitet, weil die vernommenen Kinder gegen sie aussagten, daß die beiden die Gewohnheit hatten, sie mit einem dicken Stock auf den Kopf zu schlagen, an den Ohren zu ziehen, bis sie blutig waren, sie an den Haaren in die Höhe zu heben und sie dann auf den Boden zu schleudern. Sie holten die Kinder ferner in den kältesten Winter Nächten bei absichtlich geöffneten Fenstern des Schlaftsaales aus den warmen Betten, um sie eine Viertelstunde lang der eisigen Luft auszusetzen, wodurch viele der derart mißhandelten Kinder erkrankten. In Tours erregen diese Enthüllungen das größte Aufsehen und heftige Entrüstung.

10 Millionen Mark Verlust an einem Tage. Der 17. Januar war ein Unglückstag für die große englische Versicherungsanstalt von Lloyds. Nach einer oberflächlichen Schätzung, deren Ergebnis durch die endgültige Berechnung wahrscheinlich noch übertroffen wird, hat der eine Freitag dem Geschäft einen Verlust von 10 000 000 Mark an Versicherungsgeldern verursacht. Das ist, abgesehen vom Tage des „Titanic“-Unterganges, der größte Verlust an einem Tage. Es handelt sich im einzelnen um die folgenden Schiffe: „Verónica“, der selbst mit 95.000 Pfund versichert ist, während die Versicherungssumme der Ladung 150 000 Pfund beträgt, „Anchenarden“, der mit 27 000 Pfund fürs Schiff und 50 000 Pfund für die Ladung versichert ist, „Estonia“ (41 000 und 60 000 Pfund) und schließlich „Boston“. Dieses Schiff ist auf der Probefahrt gestrandet. Das Fahrzeug war mit 83 000 Pfund versichert.

Von der deutschen Spitzbergen-Expedition. Aus Christiania wird vom 6. Februar gemeldet: Kapitän Ritscher hält nicht für unwahrscheinlich, daß Dr. Detmar, Dr. Molser, die freiwillig den Weg längs der Ostseite der Wijdebucht gewählt haben, nach dem Schiff in die Treuerenbucht zurückgekehrt sind, auf dem 3 Norweger zurückgeblieben sind. Ritscher teilt mit, daß er und seine Begleiter längs der Westseite entlang gegangen seien, wo sie mehrere Hütten gefunden hätten, die Proviant für zwei Monate enthielten. Sie hätten sich wegen der

Dunkelheit und des Sturmes in den Hütten aufgehalten. Zwei Norweger seien freiwillig in der Wijdebucht bei Dr. Rüdiger zurückgeblieben, der wegen seiner erfrorenen Gliedmaßen den Marsch nicht fortsetzen konnte. Bei keinem Mitgliede seien Anzeichen von Skorbut vorhanden. Ritscher seien Finger der rechten Hand, die Füße, und beide Fersen erfroren. Mehrere Zehen müßten in den nächsten Tagen amputiert werden. Sein Befinden ist gut. Die Hilfsexpedition wird am 20. Februar zurückerwartet.

Vermischte Nachrichten

Ostasiatische Piraten. Seit einiger Zeit haben eine ganze Anzahl von chinesischen Dschunken die Umgebung des Hafens von Hongkong unsicher gemacht und der fremden Schifffahrt, vor allem der britischen, beträchtlichen Schaden zugefügt. Sie töteten die Mannschaften der kleineren Schiffe, raubten diese aus und versenkten sie schließlich. Wenn sie mal verfolgt wurden, suchten sie Zuflucht in den kleinen Inseln, die die portugiesische Besetzung Macao bilden, wo man sie nicht wieder aufstöbern konnte. Auf Aufforderung der britischen Behörden haben portugiesische Streitkräfte des öfteren diese Inseln angegriffen und auch zahlreiche Piraten festgenommen. Auf eine neue Beschwerde der britischen Regierung ist nunmehr beschlossen worden, endgültig mit den Seeräubern aufzuräumen. Vor einigen Wochen brachen 600 portugiesische Soldaten mit einem Kanonenboot und ungefähr 1000 Mann von den chinesischen Truppen auf. Die Inseln wurden umzingelt, alle Ausgänge wurden versperrt und eine Truppe von 350 Portugiesen und 500 Chinesen drang in das Innere vor. Sie stießen auf die Piraten und trieben sie allmählich auf die Hauptmacht zu. Nachdem sie viereinhalb Tage lang umzingelt gewesen waren, machten sie noch einen verzweifelten Ausfall, wurden jedoch schließlich zur Uebergabe gezwungen. Im Ganzen wurden bei diesem Scharmützel 300 getötet und 500 verletzt.

Massenübertritte zum Christentum. In dem kleinen Orte Sinekly in Mazedonien vollzog sich vor einigen Wochen eine seltsame Zeremonie. Die gesamten Einwohner des Dorfes — 700 an der Zahl — traten geschlossen in feierlicher Form vom Islam zum Christentum über. Sie gehören den sogenannten Pomaken an, den Bulgaren Mazedoniens, die bei der Eroberung des Landes durch die Türken das Christentum aufgegeben und den mohammedanischen Glauben angenommen hatten. Seitdem nun die türkische Herrschaft in Mazedonien ihr Ende gefunden hat, denken die Pomaken vielfach wieder daran, zu dem Glauben ihrer Ahnen zurückzukehren. So wandten sich auch die Leute von Sinekly an die bulgarische Kirche und baten darum, ihnen Priester zu senden. Die Geistlichen trafen kürzlich diesem Wunsche gemäß in dem Orte ein, und die Bauern traten sämtlich auf dem Markt zusammen. Einer der Priester sprach ein Gebet, und unterdessen warfen die Männer ihre Turbane und die Frauen ihre Schleier fort zum Zeichen, daß sie wieder Christen geworden waren. Gleichzeitig erhielt jeder der neuen Christen statt seines alten türkischen Namens einen bulgarischen, und ein junger Bursche war besonders stolz darauf, daß er von nun an wie sein neuer Landesherr „Ferdinand“ heißen darf.

Staatlich geprüfte Barbierere. Die eisernen Gesetze des nordamerikanischen Staates Kolo-

rado verlangen neuerdings, daß die Barbier sich einer Staatsprüfung unterziehen, die ein besonderer Ausschuß vornimmt. Jüngst hat sich ein Barbier vor dem Gerichte in Denver verantworten müssen, weil er dieses Gesetz übertreten hatte. Er hatte barbiert, obwohl er die Prüfung nicht bestanden hatte. In der Gerichtsverhandlung kam nun zur Sprache, welcher Teil der Prüfung ihm hatte durchfallen lassen. Er hatte nämlich alle Fragen beantworten können, nur nicht die eine: Wie hat der Barbier die Blutung zu stillen, wenn er einen Kunden geschnitten hat? Der Angeklagte meinte nun, die Stillung einer Blutung sei Sache des Arztes, nicht des Barbiers, jedoch das Gericht war anderer Ansicht und begründete diese mit einer merkwürdigen Parallele zwischen Arzt und Barbier: wenn der Arzt schneidet, muß er nähen oder verbinden können, wenn der Arzt ein Gift verabreicht, muß er das Gegengift kennen, aus dem gleichen Grunde muß ein Barbier, der mit Messern und Scheren umgeht, wissen, wie er einen Kunden zu behandeln hat, den er aus Versehen verletzt hat. Der Staat verlangt vom Barbier Kenntnis der Anfangsgründe der Chirurgie. — Dabei blieb es, und dem Barbier wurde die Ausübung seines Handwerks untersagt.

Ludwig XIV. als Menschenzüchter. König Ludwig XIV. von Frankreich strebte unter anderem auch danach, ein Menschenzüchter zu werden und die Menschenrasse nach seinen Ideen zu gestalten. Darum erregte auch sein größtes Interesse eine aus dreißig Köpfen bestehende spanische Zwergentruppe, die bei einem Gartenfeste vor ihm auftrat. Er fragte seinen Leibarzt, ob es möglich sei, durch stete Verheiratung der kleinsten Personen aus jener Zwergentruppe und weitere Verheiratung von deren Kindern untereinander ein Geschlecht ganz winziger Menschen zu schaffen. Der Leibarzt, der so wenig wie andere dem König zu widersprechen wagte, erwiderte, man könnte jedenfalls den Versuch machen, auf diese Weise menschliche Geschöpfe von nie dagewesener Kleinheit zu züchten. Der König suchte nun selbst aus der Zwerggesellschaft drei ihm geeignet erscheinende Paare heraus, verheiratete sie und siedelte sie bei Paris an, wo sie, aller Sorgen enthoben, ein paradiesisches Dasein führten. Zu seiner Enttäuschung zeigte es sich jedoch, daß ihre Nachkommen den gehagten Erwartungen nicht entsprachen; sie waren alle größer als ihre Eltern. Nach diesem Mißerfolg wandte sich der König einem anderen Problem zu; er suchte ein Geschlecht hervorragend schöner Menschen zu schaffen. Männlein und Weiblein sowohl der französischen Aristokratie wie der bürgerlichen Stände, die wohlgebaute Gestalten und entsprechend edelgeformte Gesichter besaßen, legte er es nahe, einander zu heiraten. Er schenkte jedem der adeligen Paare ein Gut und den bürgerlichen den Adel. Er vermittelte so nacheinander nicht weniger als 365 „schöne“ Ehen. Die meisten von diesen waren sehr glücklich und mit reicher Nachkommenschaft gesegnet, unter der besonders viele Mädchen von wirklich seltenem Liebreize waren. Also Zweck hat sie schon, die Auswahl.

Ein Hochstaplerkniff. Angesichts der unergründlichen Leichtgläubigkeit der Direktoren der großen Pariser Hotels hätten die Hochstapler wirklich unrecht, sich in Erfindungskosten zu stürzen. Seit mehreren Wochen erhalten die internationalen Karawansereien des Viertels um den Arc de Triomphe den Besuch eines älteren, vornehm gekleideten Herrn, der sich als „Intendant Sr. Hoheit des Großfürsten Wladimir Pucherow“ vorstellt und die schönsten Zimmer des Hotels für seinen Gebieter mietet. Der Mann ißt und trinkt vorzüglich, läßt

die Note auf Konto „Generalunkosten des Aufenthaltes“ aufschreiben und verlangt vom Kassierer ein oder zwei Louis Kleingeld, denn er hat nur große Rubelscheine bei sich und muß etwas im Zollbureau berichtigen. Als Sicherheit übergibt er den Hinterlegungsschein über das im Bahnhof lagernde Handgepäck, ordnet an, dieses sofort abzuholen und in die Zimmer „Sr. Hoheit“ zu stellen — und verschwindet. Der Bediente eilt zum Bahnhof und kommt mit einem säuberlich verschmürten Kasten zurück. Inhalt: alte Zeitungen. Der Streich mißlingt nie, denn das Wort „Großfürst“ hat in den Ohren der Franzosen noch immer einen magischen Klang. Man würde fürchten, die russisch-französische Freundschaft zu beeinträchtigen, wenn man dem Intendanten eines russischen Großfürsten den Kredit verweigerte. Kleine Gefälligkeiten erhalten Freundschaften.

Die „Gioconda“ und der Gastwirt. Aus Marseille wird berichtet: Eine köstliche Geschichte geht durch die hiesigen Blätter. Vor einigen Tagen stieg in einem zweitrangigen Gasthause Marseilles ein junger Mann ab, der einen flatternden Radmantel, einen breitrandigen Sammschlapphut und andere Attribute eines deutschen Kunstjägers sein Eigen nannte. Er bestellte bei dem Herbergsvater, einem biederen Landsmanne und Geistesverwandten des berühmten Tartarin von Tarascon, ein bescheidenes Zimmer und sprach den Mahlzeiten mit einem wahren Wolfshunger zu. So trieb er es einige Tage, und der Wirt sammt Gattin und Personal zerbrachen sich den Kopf darüber, was der geheimnisvolle Fremde treibe und „wes Nam' und Art“ er sei. Als der Sonnabend herangekommen war, präsentirte der Wirt dem interessanten Gaste die Rechnung. Der aber zeigte seine leeren Taschen und nahm aus seinem Koffer einen sorgfältig verhüllten Gegenstand. „Geld habe ich leider nicht,“ sagte er in gebrochener Französisch, „aber dieses Bild dürfte Ihnen diese Schuld reichlich hereinbringen.“ Er öffnete das Paket und dem Wirte lächelte das rätselhafte Antlitz der „Gioconda“ entgegen. Bevor er sich von seinem Erstaunen erholen konnte, hatte der Fremde seinen Koffer ergriffen und war davon geeilt. Der Wirt glaubte nichts anderes, als daß er in den Besitz des vielgesuchten Kunstwerkes Leonardo da Vinci's gekommen sei. Auch seine Gattin war derselben Meinung und riet ihm, direkt nach Paris zu fahren und dem Direktor des Louvre das Bild zu überbringen. Der Wirt sah sich bereits als Ritter der Ehrenlegion und als reicher Mann, als er mit dem Bilde gegen Paris fuhr. Wie groß war jedoch seine Enttäuschung, als man ihm bedeutete, daß das Bild eine zwar ganz gelungene Kopie sei, die unter Brüdern einen Wert von fünf Frank repräsentire. Wütend kehrte der Betrogene in seine schöne Heimat zurück und schwur, nie wieder Kunstwerke an Zahlungen Statt anzunehmen.

Schwabenstreiche in Rom. Unter der Spitzmarke „Wirkungen der Hitze“ erzählen römische Blätter folgende Geschichte, welche die Einförmigkeit der sonst nur aus Selbstmorden, Unglücksfällen und Gaunerstreichen zusammengesetzten Ortschronik in ganz lustiger Weise unterbricht. Eine Gesellschaft von Studenten einer süddeutschen technischen Hochschule besuchte im Laufe des Julis unter der Führung eines Professors die Ewige Stadt, studierte eifrig die Sehenswürdigkeiten am Tage und die Weinschenken am Abend und fand sich nach gutem deutschen Brauch zum Abschied an Fontana di Trevi ein, um den letzten Trunk aus der geheimnisvollen Quelle zu nehmen, der die Wiederkehr nach Rom verbürgen soll. Durch die Stille der mond hellen Sommernacht ge-

wann der Besuch des rauschenden Brunnens einen ungewöhnlichen Zauber, und begeistert staunten die Musensöhne den barocken Schmuck von Felsen und phantastischen Skulpturen an, zwischen denen die hellen Wasser der Acqua Vergine herniederbrausen. Soweit war alles gut, und etwas gehobene Stimmung mit zugehörigem Lärm infolge des in der gegenüberliegenden Fedelinarschenke genossenen Fraseatiweins wäre auch noch nicht schlimm gewesen. Da die studierende Jugend sich nun zu der späten Stunde in den nur noch wenig belebten Straßen als Herren der Lage fühlte, so kletterten einige über die Felsen hinan, setzten sich auf die Tritonen- und Hippokampen, nicht ohne diese Turnerkünste mit Triumphgeschrei zu begleiten, und andere gar entkleideten sich ohne weiteres bis auf die letzte Faser und tauchten ihr Ebenbild Adams in die kühle Flut des Brunnenbeckens. Das ungewöhnliche lärmende Schauspiel hielt bald alle Vorübergehenden fest, und zu der immer anwachsenden Zuschauermenge gesellte sich selbstredend eine Streifwache der Polizei. Diese beurteilte das Treiben der Studenten, woran sich die übrigen Zuschauer mehr oder minder belustigten, vom Standpunkte der öffentlichen Ruhe und Ordnung etwas anders, forderte sofort die übermütige Gesellschaft auf, aus den Wassern und Felsengrotten hervorzukommen, und führte sie zum nächsten Polizeiamt. Dort nahm der Kommissar ein kurzes Verhör vor und war nachsichtig genug, die Studenten nicht etwa wegen des Nachtskandals in Strafe zu nehmen, sondern mit einer milden Strafpredigt zu entlassen, der sich, wie die Blätter erzählen, nachträglich auch der führende Professor anschloß. Ohne Zweifel werden in der deutschen Heimat viele über diesen deutschen Studentenuk auf klassischem Boden herzlich lachen, und seine Veranstalter werden sich ihrer Taten an dem Trevibrunnen noch lange rühmen; auch werden sie gewiß in einer Bierzeitung verherrlicht werden. Das ist alles nicht schlimm, aber die Sache hat doch auch eine ernsthafte Seite. In einem fremden Lande, wo man für burschikoses Treiben, Derbheiten und Studentenuk gar kein Verständnis hat, fallen dergleichen Ausschreitungen der jugendlichen Laune, wenn auch viele darüber lachen, doch im Grunde nur unangenehm auf. Der Nachtskandal an der Pontana di Trevi ist nur ein besonders hervorstechender Fall des von deutschen Reisenden in Italien leider nur zu häufig geübten Mangels an Rücksicht auf die fremde Umgebung. Von Scheffels Zeiten, der sich rühmte, einen Gepäckträger mit einem Fußtritt aus dem römischen Gasthofzimmer hinausbefördert zu haben, bis heute haben unendlich viele deutsche Reisende durch ihr Sichgehenlassen, als ob sie zu Hause wären, dem deutschen Volk in Italien gerade keinen guten Namen gemacht und keine Sympathie erworben, sondern eher bei dem auf gute Formen haltenden Italiener uns Deutsche in den Ruf gebracht, als seien Rücksichtslosigkeit und Grobianismus unsere wesentlichsten Nationaleigenschaften.

Der Komponist als Kriegsberichterstatter. Daß Schriftsteller bei Ausbruch eines Krieges das gefahrenreiche und mühevollen Amt eines Kriegskorrespondenten übernehmen, ist nicht überraschend, aber daß ein Jünger der musikalischen Kunst und nicht etwa ein Anfänger, sondern ein bereits mit Erfolg aufgeführter Komponist als Korrespondent auf den Kriegsschauplatz zieht, dürfte ein ungewöhnlicher Fall sein. In der „Tribuna“ konnte man während des jüngsten Balkankrieges ganz ausgezeichnet geschriebene lebendige und farbige Kriegsberichte von den serbischen Kriegsschauplätzen lesen. Diese Schilderungen, die durch ihre lite-

rarischen Vorzüge in Rom Aufsehen machten, stammten weder von einem Offizier noch von einem Berufsjournalisten; ihr Verfasser war der Musiker und Komponist Bruno Barilli, der Komponist der Oper „Medusa“. Gleich zu Beginn der Feindseligkeiten bewarb sich dieser Jünger der Tonkunst um die Gelegenheit, sich als Kriegskorrespondent zu erproben. Und da seine Frau eine geborene Serbin ist, lag es nahe, Barilli auf den serbischen Kriegsschauplatz zu schicken, wo der Musiker sich mit allen Ehren seine journalistischen Spuren verdiente.

Ein merkwürdiges „Fremdenbuch“ hat eine Mailänder Künstlerkneipe: eine Tetschdecke, der verschiedene Größen aus Italiens „Republik der Geister“ Sprüche aus dem Born ihrer Weisheit anvertraut haben. So prangt auf ihr, wie der „Corriere di Reggio“ erzählt, die bekannte Sängerin Hariclea Darelée mit der Maxime: „Das Herz wird reicher durch das, was es gibt, der Geist wird reicher durch das, was er empfängt.“ Der Schauspieler Guasti schrieb in nicht ganz einwandfreiem Versmaß; „Un solo rigo — credo che basti — per Amerigo — Guasti“ (für Amerigo Guasti genügt, glaube ich, eine einzige Zeile.) Der Physiologe Senator Giulio Fano schrieb nach einer mühevollen Bergbesteigung: „Vom Korwatsch zurückgekehrt, mache ich die melancholische Betrachtung, daß man den Berg nur von der Ebene aus schätzt.“ Sein Ausflugsgenosse, Professor Pio Foa, fügte jedoch lakonisch hinzu:

„Die Tränen sagen: lobe den Berg und bleib' in der Ebene. Die Starken sagen: lobe die Ebene und steig' auf den Berg.“ Die Witwe des Malers Segantini hatte an die Tischdecke geschrieben: „Der Egoismus ist der Anfang jedes Unglücks.“ Dieses strenge Wort rief eine wahre Hochflut von Entgegnungen hervor, darunter die des Schriftstellers Guglielmo Anastasi: „Das Unglück ist der Anfang jedes Egoismus.“ In begreiflicher Freude bekannte der bekannte Dramatiker Giannino Antona Traversi nach der erfolgreichen ersten Aufführung seiner „Hochzeitsreise“: „G. A. Traversi erlebte am Morgen nach seiner Hochzeitsreise einen seiner glücklichsten Tage.“

Die revidierte „Glocke“. In dem Nachrufe, den Adolf Matthias dem Novellenbuche „Der Schneider von Breslau“ des Schulmannes Wilh. Münch († März 12) vorsetzt, findet sich eine launige „zeitgemäße Variation“ der Schillerschen Verse vom Walten der züchtigen Hausfrau im „Liede von der „Glocke“:

Und drinnen waltet —
Nein, das ist veraltet,
Drin repräsentiert
Die Dame des Hauses.
Zwar Mutter der Kinder,
Doch hält sie sich weise
Meist fern ihrem Kreise;
Sie lehrt nicht die Mädchen
Und wehrt nicht den Knaben
(Sie wird doch wohl Bonne
Und Hauslehrer haben),
Beansprucht ohn' Ende
Der Dienerschaft Hände.
Für Verlust und Gewinn
Hat sie gar keinen Sinn,

Kauft zierliche Sachen im prunkten Laden,
Hantiert nur höchst selten mit Nadel und Faden
Und beziehet en gros für den stilvollen Schrein
Von Rudolf Hertzog den schneeigen Lein.
Sie kultiviert nur den Glanz und den Schimmer
Und ruht sonst immer.

Feuilleton.

Das unbekannte Schicksal

Roman von Peladan.

Uebersetzt von Emil Schering.

(4. Fortsetzung und Schluß.)

„Und Margarethe?“

„Margarethe ist eine Erscheinung, die an dem Tage entschwindet, an dem Gabriel Ermont eintrifft; und er trifft wahrscheinlich noch heute ein.“

„Sie sind ein rätselhafter Mensch.“

„Ich bin ein kleiner Jurist.“

Sie schüttelten den Kopf.

„Sie sind stärker als wir drei. Sie haben das Zeug zu einem Staatsmann.“

André antwortete ohne sichtbare Ironie:

„Die Provinz liefert ausgezeichnete Verwalter.“

Das war sein letztes Wort, ein bitteres Wort auf den Lippen eines Enthusiasten, der, wenn nicht sein Leben, so doch Freiheit und Ehre für einen wahnwitzigen Idealismus gewagt hatte.

Cravant rief ihn zurück.

„Hier, nehmen Sie eine Médaille von Notre-Dame de la Clarté . . . eine Erinnerung an Ploumanach.“

Torigny nahm sie mit einem deutlichen Zittern.

„Danke für das Andenken,“ sagte er mit sehr leiser Stimme.

XVIII.

Während Torigny mit seinen Freunden sprach, stieg ein junger Mann, der am selben Morgen in Lannion angekommen war, aus dem Postwagen, ließ sein Gepäck zurück und fragte, welcher Weg nach der Möwenvilla führe.

Es war ein schöner junger Mann; der Wuchs schlank und geschmeidig, das Gesicht sanft und etwas stolz, das Aussehen vornehm. Sein Anzug hielt die Mitte zwischen dem des Mannes von Welt und dem einem gepflegten Gelehrten: für das Volk sah er wie Marquis aus, den andern mußte er als ein Mann des Geistes erscheinen.

Als er an die Tür der Villa kam, hatte Margarethe gerade ihre langen Haare gekämmt. Sie glaubte, es läute ein Lieferant. Ihr Schildpattkamm fiel ihr aus der Hand, als die Bretonin ihr eine Karte reichte, auf der sie las:

Gabriel Ermont.

Sie stieß keine Verwünschung aus, aber ihre innere Erregung gesellte dem Namen Torignys ein gastiges Beiwort.

„Lassen Sie ihn im Salon eintreten und auf mich warten,“ sagte sie.

Ein Zorn stieg in ihr auf und rötete ihr die Wangen. Dieser Torigny entschied über ihr Schicksal! Mit welchem Recht? Weil Görtz seinen Ueberfall nur verschoben hatte?

Sie zog ihr weißes Kleid an, das ihr so gut stand, und trat in den Salon mit der schroffen Bewegung einer Frau, die einen lästigen Menschen fortschickt.

Beim Anblick dieser erregten Dame, deren Wesen stolz, deren Lippe trocken, deren Auge hart war, geriet der Besucher aus der Fassung.

„Ich muß gestehen, mein Herr, daß ich Ihren Besuch nicht erwartet habe.“

Er griff in seine Tasche, zog das Telegramm heraus und reichte es ihr.

„Ich habe Ihren Ruf allerdings nicht mehr erwartet, aber doch gehorchen zu müssen geglaubt.“

Sie las das Telegramm mit einem solchen Aerger, daß ihr die Buchstaben vor den Augen tanzten.

Wie erklären, ohne ihre Würde zu verlieren, daß ein junger Mann so zu handeln gewagt hatte, ohne ihre Einwilligung?

Endlich fand sie einen Ausweg.

„Die Depesche ist schlecht übertragen worden: ich hatte gesagt: Schreiben Sie sofort, nicht: Kommen Sie!“

„Ich werde zurückfahren und schreiben,“ sagte er, „indem er sich mit einer Würde erhob, die kaum Aerger verriet.“

„Sie scherzen! Sie sollten den Irrtum segnen. Ich werde Ihnen später sagen, warum ich Sie bat, mir zu schreiben . . . Was haben Sie getrieben, seit wir uns zuletzt gesehen haben?“

„Seit zehn Monaten. Ich habe an Sie gedacht.“

„Ach was!“

Er versicherte es sanft, mit aufrichtigem Ton:

„Ich habe an Sie gedacht, an die einzige Frau, die in mein kleines Reich eingedrungen ist, wie Musset sagt.“

„Oh, Sie machen mich glauben, daß Sie ein Einsiedler sind.“

„Mehr als Sie denken; und, Einsiedler oder nicht, ich wollte keine Frau in meinen Ruhesitz führen. Sie hatte ich nicht eingeladen: Sie sind von selbst gekommen.“

„Das ist wahr!“

„Seit dem Tode meiner verehrten Mutter habe ich meine Freuden in meiner Häuslichkeit gefunden, in einer Vertrautheit mit den Dingen, die ich wie Personen behandle. Ich habe Bücher und kleine Kostbarkeiten gesammelt und betrachte sie als wirkliche Freunde. Wenn eine Frau, mag sie auch hübsch und elegant sein, in mein Heiligtum käme, würde ich das als Entweihung empfinden. Aber Ihre Anwesenheit hat dort einen Duft der Seele zurückgelassen, der noch nicht verfliegen ist. Meine alten Möbel, meine alten Bücher, meine alten Stoffe haben Sie als ihre wahre Herrin empfangen und vermissen Sie.“

Margarethes Zorn hatte einem schönen Lächeln Platz gemacht; sie schien wie eine Katze zu schnurren bei diesen warmen Worten, und Torigny war für den Augenblick vergessen.

„Sehen Sie, welche weite Aussicht man hier hat,“ sagte sie und erhob sich.

Er folgte ihr ans Fenster, und sie bemerkte, daß ihre Figuren miteinander harmonierten.

Er sah hinaus.

„Wie, Sie lieben die schöne Natur so wenig?“

„Die Natur bietet sich meinen Augen jeden Augenblick, und Sie, die ich nur im Geiste betrachten konnte, Sie sind da, lebend, bezaubernd und doch so unwirklich. Alles, was Sie tun, hat das Aussehen von Herablassung, Almosen und Segen, und wenn Sie mir die Hand reichen, habe ich den Eindruck, daß ich eine besondere Ehre empfangen.“

Sie reichte ihm ihre sehr lange Hand, und Ermont küßte sie. Die Hand blieb ausgestreckt, und er behielt sie, immer auf sie gebeugt.

Plötzlich riß sie ihre Hand los, als erwache sie aus einer Betäubung.

„Was tun Sie? Was tue ich?“

„Und mit einem Ton der Klage:“

„Sie sind beunruhigend.“

„Nein, sagte er betrübt. Ich bin wie ein Chorknabe vor Ihrer Schönheit.“

Plötzlich rief sie:

„Warum, glauben Sie, habe ich Sie gerufen?“

„Weil Sie einen Eindruck prüfen wollen, entweder um ihn zu bestätigen oder um ihn zu verwerfen. Da Sie geruht haben, zu mir zu kommen, darf ich ohne Eitelkeit sagen, daß Sie mich ausgezeichnet haben. Ihren Besuch der Langeweile oder Neugier

zuschreiben, hieß Sie herabsetzen. Als ich Sie auf der Schwelle, beim Abschied, um die Erlaubnis bat, Ihnen schreiben zu dürfen, haben Sie verneinend den Kopf geschüttelt. Die Langeweile mehr als mein Verdienst hat Sie an den Einsiedler von Beauvais erinnert: Sie haben daran gedacht, daß dieser Mann sich bescheiden konnte zu einer von vornherein begrenzten Vertraulichkeit, zu einer durch Ihre Grundsätze beherrschten Zärtlichkeit, und Sie haben richtig geurteilt; ich kann von Hoffnung leben und habe kein Bedürfnis als die Gewißheit des Herzens.

„Vor allem: Ich bin nicht frei. Mein unwürdiger Gatte lebt noch, und das nimmt mir das Recht aufs Leben.“

„Der Gedanke, daß Ihre Freiheit mir gewidmet sein würde, genügt mir, selbst wenn ich unendlich lange auf sie warten müßte. Als sie gekommen sind, habe ich Ihnen beinahe nichts sagen können. Ihre Fragen folgten schnell aufeinander, mit einer geheimen Absicht, mich zu prüfen und im Falle der Unwahrheit mich zu vernichten. Ich habe Ihnen nicht antworten können. Heute lassen Sie mich sprechen.“

„Das Wort,“ sagte sie, „gehört dem Schicksal.“ In diesem Augenblick traten die Freunde ein.

In der Art, wie sie Ermont vorstellte, erkannten die Freunde, daß Torigny recht hatte, und sie bewunderten seinen Scharfsinn.

„Herr Ermont, mein Freund.“

„Herr Cravant, Herr Sernhac, Herr Tessones, Freunde.“

Deren erstes Gefühl war feindlich. Sie fanden ihn zu hübsch; innerlich zogen sie Torigny vor.

Beim Essen aber kamen sie durch das Gespräch zu einem gerechteren Urteil. Ermont war aufrichtig und schien überraschend gut zu der Art Margarethes zu passen.

„Und Torigny,“ fragte die Witwe, „warum kommt er nicht?“

Er muß jeden Augenblick da sein,“ erwiderte Cravant.

Und das war alles, was man von dem Kandidaten sagte.

Er kam spät, gegen vier Uhr. Die junge Frau ging ihm entgegen, mit einem doppelsinnigen Ausdruck, in dem Verlegenheit und Dankbarkeit lagen.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll.“

„Suchen Sie nicht danach.“

Nachdem man eine Weile ein lebhaftes aber belangloses Gespräch geführt hatte, zog Torigny die drei Freunde auf den Balkon.

„Sie sehen, daß ich recht habe.“

Mit Haltung und Gebärde räumten sie es ein.

Dann sah er nach der Uhr.

„Ich muß mich beeilen.“

Margarethe und Ermont waren aus dem Salon gegangen. Bald sah man sie zu Füßen des Hauses, von wo sie dem Spiel der Wellen zuschauten.

„Sind sie nicht füreinander geschaffen?“ fragte André, der auf sie zeigte.

Dann reichte er jedem die Hand.

Sie waren bewegt.

„Wir werden Ihnen das Geleit geben,“ sagte Cravant.

„Wozu?“ fragte Torigny traurig. „Bleiben Sie auf dem Balkon. Ich will ohne Abschied verschwinden.“

Und er ging.

Die drei Männer verbargen ihre Bewegung nicht. Tessones wollte ihm nachgehen.

„Da!“ rief er und zeigte auf das Bild, das auf dem Spiegeltischchen stand; „das Porträt ist zurückgekommen.“

In diesem Augenblick schlug die Haustür zu.

„Hat er Margarethe geliebt?“ fragte Sernhac.

„Wollt ihr, daß ich euch meinen Gedanken über den Tod des Grafen sage?“ flüsterte Tessones.

„Nein . . .!“ rief Cravant.

Unten freute sich das harmonische Paar seines Daseins, angesichts eines blauen und ruhigen Meeres.

XIX.

„Mein armes Kind, Du bist in einem Monat zehn Jahre älter geworden,“ sagte Frau Torigny und sah ihren Sohn mit diesem mütterlichen Gefühl an, das sich nicht täuscht.

„Das ist die Wirkung des Sonnenbrandes.“

„Nein, André, Du hast die gespannten Züge wie am Tage vor Deinem Examen, versicherte die Schwester.

„Der Klient geht. Dein Vater ist frei. Geh und umarme ihn,“ sagte die Mutter.

Herr Louis Torigny war ein lebhafter Greis: rosiges Gesicht mit weißen Haaren, munteres Auge, sehr geschickt in seiner Arbeit und gleichgültig gegen alles, was weder sein Arm noch seine Familie berührte.

Er umarmte seinen Sohn mit wahrer Freude.

„Ich hatte Dir zwei Monate gegeben. Kommst Du zurück, weil Du zu viel Geld ausgegeben hast? Gegen einen Sohn, der mir Freude macht, bin ich nicht geizig. Wenn Du also Geld brauchst, um Deine Ferien auszunutzen, so hast Du es nur zu sagen.“

„Vater, ich habe viel nachgedacht. Meine alten Kameraden haben mir sicher aufrichtige Mitteilungen gemacht über ihr Junggesellenleben. Wahrhaftig, ich habe durchaus keine Lust, dieses Leben zu führen. Wenn Du mir zustimmst, will ich etwas wagen, was kaum der Geschmack des Tages ist: ich will mich jung verheiraten.“

„Du weißt, was ich darüber denke: ich stimme Dir durchaus bei. Wir werden das Rechte für Dich suchen, und wir werden es finden.“

„Vater, ich will mich nicht in einem oder in zwei Jahren verheiraten, sondern sofort.“

Der Notar wurde mißtrauisch.

Er hat sich arg verliebt und will mir eine unmögliche Schwiegertochter bringen, die kein Vermögen und kein Ansehen hat, dachte er.

„Um sich sofort zu verheiraten, muß man ein Mädchen in Aussicht haben, das die notwendigen Bedingungen vereinigt.“

„In einem Jahre oder in zweien wird es nicht mehr oder weniger heiratsfähige Mädchen geben.“

„Du hast niemand in Aussicht?“

„Niemand.“

„Und Du willst, daß Dein Vater Dir ein Mädchen vorschlägt?“

„Ja!“

„Ich bin erstaunt, mein lieber André, nicht über den Entschluß, aber über die Ausführung. Du willst Dich verheiraten, und zwar binnen acht Tagen. Dieses Fieber hat man für eine bestimmte Person, aber die Sache selbst behandelt man nicht so eilig. In Deiner Art ist etwas Geheimnisvolles, und ich liebe Geheimnisse nicht.“

„Das Geheimnisvolle wird sich vor Deinen Augen zerstreuen. Wovon sprechen die jungen Leute unter sich? Von Weibern, von Ausschweifungen. Ich mache mich nicht besser, als ich bin, und wenn ich mich nicht verheirate, werde ich wie die andern ins Kaffeehaus gehen, Albernheiten anhören, schlechtes Zeug trinken, das den Magen verdirbt, und Mädchen treffen, die alle erfreuen. Das ist nicht anders!“

„Nicht anders? Doch, das ist anders!“

„Willst Du mir einen einzigen jungen Mann in Rennes nennen, bei dem es nicht der Fall ist.“

„Der junge Trelat!“

Und André erzählte dessen Abenteuer.

„Der Nefte des Domherrn Ponset.“

André mußte auch den Ruf dieses jungen Mannes vernichten.

„Ich begreife nicht, Vater, warum Du gegen einen Plan bist, der ganz Deinen Ansichten entspricht.“

„Dieser Plan ist zu klar, zu dringend, zu bestimmt. Von einem Monat Sommerfrische kommt man nicht mit einem so entscheidenden Entschluß zurück. In Deinem Leben ist etwas vorgefallen.“

„Das Beispiel der andern ist zuweilen sehr belehrend, und die vertraulichen Mitteilungen der Kameraden können einem nützlich werden.“

„Valles das ist nicht klar,“ sagte der Notar.“

André stand auf.

„So, so,“ erwiderte der, von dem Ton beleidigt.

„Ich bitte Dich nur, nicht zu sehr an eine große Mitgift zu denken ich möchte im Gegenteil, daß meine Frau mir etwas verpflichtet ist, wenigstens materiell.“

„Hast Du zu Mutter und Schwester von Deinem Plan gesprochen?“

„Nein. Ich möchte lieber, daß sie glauben, ich gehöre Dir.“

Der Notar war scharfsinnig: er ahnte, daß etwas im Leben seines Sohnes vorgefallen war; aber er verzichtete bald darauf, dieses Geheimnis zu durchdringen, überzeugt, es werde sich schon im Lauf der Dinge enthüllen.

André sah sein Zimmer ohne Freude wieder. Er dachte an das von Ermont, das mit alten und schönen Dingen geschmückt war. Er hatte nur juristische Bücher und seine Prämien. In seiner Bibliothek vertraten Fenimore Cooper und Walter Scott, vollständig alle beide, die Literatur. Seine Schwester nährte ihren Geist in der Pfarrbibliothek; seine Mutter las ihr Gebetbuch und ihre Zeitung.

Er hatte entschieden eine zu scharfe Luft eingeatmet, um das Provinzleben zu ertragen.

Er wollte nicht an Perros und die Möwenvilla denken. Margarethes Bild zeigte sich seinem Geist nur zusammen mit der Silhouette des Toten, die die junge Frau wie ihr Schatten begleitete.

Er fuhr zusammen, als die Tür geöffnet wurde.

„Ich habe geklopft; hast Du mich nicht gehört? Wie nervös Du bist?“

„Hast Du mir etwas zu sagen?“

„Nein, aber da ich Dich so lange nicht gesehen habe, möchte ich mit Dir plaudern.“

„Plaudern wir, liebe Aimée.“

Aimée war ein kräftiges Mädchen, ziemlich hübsch, sanft, aber mit allen Vorurteilen ihrer Umgebung.

„Henriette hat sich sehr nach Dir erkundigt! Ich glaube, sie hat eine Neigung für Dich.“

„Henriette? Wer ist das, Henriette?“ fragte André.

„Henriette, meine beste Freundin; sie ist alle vierzehn Tage bei uns, und Du tust so, als kennst Du sie nicht.“

„Wenn Du mich fragtest, kennst Du diesen Sessel, ich würde zögern. Er ist immer da gewesen, und ich habe mir ihn nie angesehen. Dasselbe gilt von Deiner Freundin.“

„Dann sieh sie Dir an. Sie ist hübsch und so gut.“

„Gut, wozu?“

„Um das Glück eines Gatten zu machen.“

Der Notar hatte schon mit beiden Frauen gesprochen.

„Du liebst Deine Freundin also?“ fragte André.

„Ja, wir haben geschworen, uns nur so zu verheiraten, daß wir einander nicht zu verlassen brauchen.“

„Und Du hast gedacht, Deinen Bruder für Deine Freundin zu gewinnen. Mein Kind, man hat Dir ge-

sagt, ich wolle mich baldigst verheiraten: das ist wahr. Es ist also nicht nötig, daß jemand seine Zeit verliert, weder die einen noch die andern. Deine Henriette ist reich und würde unserm Vater gefallen. Um kurz zu sein, werde ich Dir meinen aufrichtigen Eindruck sagen: Deine Freundin ist ein schnippiges, hochmütiges Mädchen. Laß mich jetzt allein, ich habe zu schreiben.“

Aimée ging, sehr betrübt. Ihr Bruder war also boshaft geworden.

Zum Essen fand sich ein Kollege von Vater Torigny ein, und eine Freundin seiner Frau. Der junge Mann, an die zwar unfruchtbaren, aber glänzenden Ideen Cravants und seiner Freunde gewöhnt, litt unter dieser Unterhaltung, bei der die Geschäfte mit der Schmauserei abwechselten, ohne daß von etwas anderem gesprochen wurde als von der Börse oder dem Bauch.

„Sagen Sie, Meister Torigny, haben Sie keinen Reflektanten für eine schöne Besetzung, die ein Dutzend Kilometer von Rennes entfernt liegt?“

Der andere schnitt ein Gesicht.

„Ich interessiere mich etwas für die Eigentümerin, eine Waise, Fräulein Louroux.“

„Ihr Vater war Forstmeister a. D., nicht wahr?“

„Ja.“

„Ein kleiner Schloßturn, etwas Wald. Chateaugiron, nicht wahr? Da ist Land, Aussicht, Ruinen. Wasser, Luft, aber keine Einkünfte.“

„Die Louroux lebten von der Pension ihres Vaters. Die Tochter ist in Tours, in Marmoutiers erzogen worden, bis zu ihrem siebzehnten Jahre; seitdem ist sie nicht mehr von Chateaugiron fortgekommen.“

Die Pächter bestehlen sie, sie versteht nichts, und ich habe ihr geraten, zu verkaufen.“

„Warum verheiratet sie sich nicht?“ fragte Frau Torigny.

„Dazu gehören zwei,“ sagte der eingeladene Notar. Sie hat zu viel Erziehung genossen, um einen halben Bauern zu nehmen, und sie hat zu wenig Vermögen, um einen Sohn aus guter Familie zu finden.“

„Aber wenn sie hübsch ist,“ rief Aimée.

„Sie ist nicht häßlich, aber sie hat ein seltsames Wesen; und dann läßt sie sich gehen, sie legt keinen Wert auf ihre Kleidung, kein Korsett, Strohhütel! Oh, Sie müßten Sie sehen, kokett ist sie jedenfalls nicht.“

Das Gespräch ging auf ein neues Gericht über, das serviert wurde, und jeder gab Rezepte und jeder blätterte sein gastronomisches Tagebuch auf.

Man erhob sich, um den Kaffee im Salon zu trinken. Als dieser aufgetragen war, fragte Frau Torigny ihre Tochter:

„Wo ist André?“

Aimée ging auf die Suche und kam mit dem Bescheid zurück:

„Er ist fortgeradelt.“

XX.

André fuhr auf der Straße von Cesson dahin. Fest überzeugt, daß er sich noch in einer schicksalhaften Fügung befand, daß er seinen Eingebungen folgen müsse, wenn er nicht sein Leben verfehlen wolle, hatte er begierig die Erzählung des Notars gehört: ohne einen Augenblick zu verlieren, hatte er sich auf den Weg nach Chateaugiron gemacht.

Gegen seinen Willen war er aufgeregt, indem er infolge der gleichen körperlichen Bewegung die Angst wieder durchmachte, die er nach dem Verbrechen auf seiner Flucht nach Treguiet erlebt hatte.

Uebrigens, was hätte er mit seinem Nachmittage angefangen? Er hätte gegen die furchtbare Erinnerung angekämpft. Seine Neugier verschaffte ihm

eine Zerstreung. Er hatte sich auf den Weg gemacht, als hätte er einen Romantitel wörtlich genommen; vielleicht ging er einer lächerlichen Enttäuschung entgegen, aber jedenfalls entfloh er der furchtbaren Erinnerung. Schon die körperliche Bewegung erquickte ihn und verschaffte ihm neue Eindrücke.

In Noyal machte er vor der Herberge Halt und bat sich weißen Wein aus, um mit der Wirtin zu plaudern. Es war ihm lieber anderswo zu fragen als in Chateaugiron selbst: so überlegt auf etwaige Folgen zu achten, hatte er in Perros gelernt.

Die Wirtin kannte Fräulein Louroux als ein Mädchen, das nicht stolz war, aber phantastisch; wie eine Bäuerin lebte sie, sozusagen, sie hatte das Benehmen eines wohl erzogenen Mädchens aufgegeben.

„Sie will verkaufen, glaube ich?“ sagte André.

„Gewiß, Chateaugiron ist ein schöner Platz, aber es wachsen nur Bäume auf diesem Hügel: man muß reich sein, um dort leben zu können.“

„Es gehört doch auch Land dazu!“

„Aber Sie ist nicht die Person, es ertragreich zu machen. Sie verbringt ihre ganze Zeit in L'Yaine beim Fischen.“

„L'Yaine?“

„Das ist ein kleiner Fluß, der an den Türmen vorbeifließt. An einem Tage wie heute fischt Fräulein Louroux ganz sicher.“

André stieg wieder auf sein Rad und legte die acht Kilometer in wenigen Minuten zurück; auf einem bewaldeten Hügel standen zwei gut erhaltene Türme, die wirkten!

„Vierzehn Kilometer von Rennes, das heißt eine halbe Stunde mit dem Rad! Wie bequem, wenn man zurückgezogen, ganz in Familie leben will.“

Die Lage gefiel ihm. Er hatte eine fieberhafte Eile, Fräulein Louroux zu sehen. Er stellte sein Rad bei der ersten Wirtschaft ein und stieg an den Fluß hinunter.

Der Fluß war klar, seine Ufer trugen Wiesen; an einigen Stellen waren sie schattig.

Er ging am Fluß entlang, ohne jemand zu treffen, und wollte schon umkehren, als er in der Ferne eine sitzende Gestalt bemerkte; nur der Strohhut, dessen breiter Rand zurückgeschlagen war, und der Streifen der Angel hoben sich ab.

Je näher er kam, desto deutlicher erkannte er, daß die Jacke ein Mieder war, und daß die Schuhe, wenn auch schwer, klein waren.

Es war ein weibliches Wesen, und es konnte nur Fräulein Louroux sein. Zwei Schritte von ihr blieb er stehen, erstaunt zögernd. Man hatte nicht gelogen. Die Waise trug einen kurzen marineblauen Rock und einen groben Kittel, die von Sonne und Regen mitgenommen waren.

Die gebräute Hand war fein, und der Knöchel auch unter dem schlecht aufgezogenen baumwollenen Strumpf. Sie sah groß, kräftig aus. Er hätte gern ihr Gesicht gesehen, aber die Fischerin betrachtete den schwimmenden Kork, ohne sich um den Wanderer zu kümmern.

„Fräulein,“ sagte er.

Sie antwortete nicht. Er wiederholte:

„Fräulein!“

Statt zu antworten, piff sie.

In der Ferne bewegte sich etwas, das sehr schnell lief: es war eine Art Schäferhund, der mit erstaunlicher Schnelligkeit herankam und sich knurrend zwischen seiner Herrin und dem jungen Mann niederlegte.

„Sie werden mich doch nicht von Ihrem Hund zerreißen lassen?“ sagte André. Ich komme im Namen des Notars Cabard. Wenn Sie Chateaugiron verkaufen wollen, muß man Sie doch anreden dürfen.“

Sie drehte schließlich den Kopf herum und sah André an.

„Ist sie hübsch oder häßlich?“ fragte er sich, so unbestimmt war sein Eindruck.

Fräulein Louroux zeigte sich nicht von ihrer besten Seite: ihre Haare waren zurückgekämmt und unter ihren Gartenhut gesteckt, der gebräunte Hals stieg aus einer verblaßten Bluse empor. Die schwarzen Augen waren tief, der Mund rot über sehr weissen Zähnen, aber die Ausstaffierung machte Torigny irre: Eine solch nachlässige Kleidung hatte er noch nicht gesehen.

„Sie kommen, um zu kaufen?“ fragte das junge Mädchen unfreundlich.

„Ich komme, um zu sehen. Ein Besitz verkauft sich nicht, ohne daß man sich darüber Rechenschaft gibt. Wenn Sie aber weiter fischen wollen, so kann ich im Gespräch erfahren, was ich wissen will, ohne Sie zu stören.“

„Herr Cabard schickt Sie also,“ sagte sie. „Und was hat er Ihnen gesagt? Hat er Ihnen einen Preis gesagt?“

„Nein,“ antwortete André. „Gegen seine Gewohnheit hat dieser alte Affe christliche Gefühle gezeigt: er hat gesagt, er interessiere sich ein wenig für Sie, und Sie verkaufen, weil Sie müssen.“

„Warum nennen Sie Herrn Cabard einen alten Affen?“

„Weil er häßlich und Notar ist, und weil die Juristen . . .“

Er unterbrach sich, da er an seinen Vater und seine eigene Karriere dachte.

„Was werden Sie tun, wenn Sie Chateaugiron verkauft haben?“

„Was ich tun werde . . .“

„Sie werden fischen! Das ist kein Leben.“

„Was ist ein Leben?“ fragte sie.

„Das ist . . .“

Und André blieb stecken. Er fürchtete, sie zu ver scheuchen und für einen Laffen aus der Stadt gehalten zu werden, der kam, ihr den Hof zu machen.

„Wo haben Sie Herrn Cabard gesehen?“

„Ich habe mit ihm gespeist. Sie besitzen die Ruinen des Schlosses, den Gipfel der Hügel.“

„Sie werden die Pläne sehen!“ sagte sie.

„Was wollen Sie für alles haben?“ fragte André.

„Ich weiß nicht, was es wert ist. Der Pächter behauptet, er kann nicht auskommen; jedes Halbjahr bleibe ich ihm etwas schuldig.“

„Er bestiehlt Sie.“

„Ja. Aber eine alleinstehende Frau wird immer bestohlen.“

„Sie müssen von Ihrem Gut leben können.“

„Nein, es kostet noch.“

„Das müßte man mir nachweisen.“

„Gestern hat er mir gedroht, alles liegen zu lassen, wenn ich ihm nicht eine Entschädigung für den Unterhalt gebe.“

„Fräulein,“ sagte André entschlossen, lassen Sie das Angeln und führen Sie mich zu Ihrem Pächter. Glauben Sie mir, das wird Ihnen mehr Vergnügen machen.“

„Was wollen Sie tun?“ fragte sie. „Ich habe eine solche Furcht vor Widerwärtigkeiten, daß ich alles hinnehme.“

„Seien Sie ruhig; ich werde Ihrem Pächter nicht sagen, daß er ein Dieb ist; ich werde mich im Gegenteil mit ihm vor Ihnen verständigen. Er wird mir ins Garn gehen. Also, kommen Sie. Es ist sehr töricht, sich von dummen Leuten prellen zu lassen.“

Fräulein Louroux zerlegte ihre Angelrute, band die Stücke zusammen und erhob sich.

Sie war groß, die Figur fein und biegsam, trotz

des jämmerlichen Anzugs. Sie ging voraus mit dem sicheren Schritt einer Frau, die ans Marschieren gewöhnt ist.

„Ist sie hübsch? Ist sie häßlich?“ fragte sich der junge Mann.

Selbst als er mit ihr gesprochen hatte, fragte er sich noch:

„Ist sie klug? Ist sie dumm?“

Er sah, daß sie leicht marschierte, mit einem etwas männlichen Schritt.

Als sie an den Fuß der Türme kamen, sagte er:

„Führen Sie mich sofort zu Ihrem Lampen von Pächter; ich werde die Besetzung mit ihm durchgehen und dann zurückkommen, um mit Ihnen zu plaudern.“

„Gut.“ erwiderte sie.

Sie gingen um die Ruinen herum und nach zweihundert Metern sahen sie den Hof.

Torigny kamte den Bauern der Bretagne und konnte in dessen Mundart mit ihm sprechen.

„Das ist er.“ sagte das junge Mädchen und zeigte auf einen lang aufgeschossenen Kerl, dessen scheinheilige Miene sich schon fragte, mit wem Fräulein Louroux zusammen sei.

Um ihr Zeit zu geben, sich etwas vorteilhafter anzuziehen, sagte André:

„Also, Fräulein, eine gute Stunde. Beeilen Sie sich nicht, ich werde diesen guten Mann fragen.“

„Guten Tag, Freund.“ sagte André in der Mundart. „Du wirst mir das Gut zeigen. Ich bin vielleicht ein Käufer.“

„Ah, Sie sind vielleicht ein Käufer?“ sagte der Bauer langsam.

„Fräulein Louroux hat allen Notaren in Rennes gesagt, sie wolle verkaufen: ich will mir die Sache ansehen.“

Der Pächter begann über den schlechten Boden, das tenre Futter zu klagen. André hörte nicht auf ihn. Er folgte dem Manne zwei volle Stunden, schätzte aber selber ab, ohne auf die schleppende Stimme des Bauern zu achten. Fräulein Louroux war arg bestohlen worden.

„Sie sehen, es ist nichts wert, schloß der Mann. Nur ein Bauer kann davon leben.“

„Aber Du weißt nichts mit dem alten Schlosse und dem Park anzufangen, und die gerade werden einem Städter gefallen.“

In der Hoffnung, sich zu behaupten, näherte der Pächter sich André und sagte mit unerträglicher Langsamkeit:

„Wenn man mir die Pacht läßt, verpflichte ich mich, das Fräulein zu bestimmen, daß sie für fünfzehntausend Franken verkauft; aber man muß mir die Pacht lassen, denn das Fräulein sieht mit meinen Augen.“

„Du bist nach dem Tode des Vaters hierher gekommen?“

„Ja, warum fragen Sie danach?“

„Jetzt zeige mir den Weg nach dem Hause.“

„Ich gehe mit Ihnen. Wenn man verhandelt, muß ich dabei sein.“

Torigny legte ihm seine Hand hart auf die Schulter:

„Wenn Du diese Manieren dem Fräulein gegenüber angenommen hast, mußt Du sie mir gegenüber wieder ablegen.“

Und er stieß ihn kräftig zurück.

Der alte Forstmeister hatte einige Räume in der Galerie des Schlosses zur Wohnung eingerichtet.

Ein Mädchen erwartete Torigny und ließ ihn eine Wendeltreppe hinaufsteigen. Er befand sich in einem großen, kalten Saal, dessen wenige Möbel armselig waren.

Fräulein Louroux erschien, eine ganz andere als

die Fischerin. Ihre schönen Haare fielen in schweren Flechten auf ihren Nacken: sie trug eine weiße Bluse über einem schwarzen Rock. So hatte sie ein Wesen der Sittsamkeit angenommen, das sich von ihrer früheren bäuerischen Art sehr unterschied.

„Fräulein, Ihr Pächter bestiehlt Sie. Sie brauchen Ihr Gut nicht zu verkaufen, um etwas zum Leben zu haben. Vertrauen Sie mir die Bücher Ihres Vaters an und die Pläne des Gutes. Ich bin ein junger Advokat, und Sie sollen meine erste Sache sein. Ich werde diesen Bauern zwingen, Ihnen einige tausend Franken zurückzugeben.“

„Denken Sie nicht daran, mein Herr. Ich bin etwas in der Schuld dieses Mannes. Ich habe Scheine für mehrere hundert Franken unterschrieben.“

„Wenn ihm Gefängnis droht . . .“

„Gefängnis?“

„Fräulein, ich habe keine Zeit, vor Ihnen zu plädieren. Entscheiden Sie nach Ihrem weiblichen Instinkt. Haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Ja, mein Herr, ich habe Vertrauen zu Ihnen.“

„Dann holen Sie die Papiere.“

Als sie die Papiere brachte, küßte er ihr zu ihrem großen Erstaunen die Hand und ging, ohne noch ein Wort hinzuzufügen.

XXI.

In einer Provinzstadt kennt ein Notar alle Welt und besonders die Geldverhältnisse. Herr Torigny hatte also bald die jungen Mädchen, die für seinen Sohn paßten, herausgefunden. Zwei besonders vereinigten die gewünschten Vorzüge: Amelie Ponchet, die hübsche Tochter eines reichen Brauers, und Cecile Mauduit, die Tochter des Präsidenten des Landgerichtes.

André ließ seine Eltern gewähren und bereitete den Prozeß des Fräulein Louroux vor.

Nach den Büchern des Vaters brachte das Gut zweitausend Franken Ueberschuß; nach dem Pächter schloß der Betrieb mit sechstausend Franken Verlust ab.

Er hatte die Geduld, Zeugen zu vernehmen, von den Beamten der Ratswage bis zu Leuten auf dem Markte. In seiner Eigenschaft als Advokat und Sohn eines Notars erhielt er schriftliche Zeugnisse. Er begeisterte sich für diese Sache, weil er eine Arbeit haben mußte, die ihn ganz in Anspruch nahm.

Die Besuche, die er in Chateaugiron machte, gaben ihm nicht die Gemütsbewegung, die er sich gewünscht hätte.

Fräulein Louroux schien oft nicht dumm aber erstarrt zu sein. Sie konnte sich den Eifer des jungen Advokaten nicht erklären, sondern sie glaubte, er habe den Hintergedanken, sie zu verführen. Indem sie dies fürchtete, ihm andererseits aber Dankbarkeit zeigen wollte, erstarrte sie.

André seinerseits stellte sich nicht als Freier vor, und die falsche Situation machte die Zusammenkünfte epinlich, die sonst sehr angenehm gewesen wären.

Als er sie zum dritten Male besuchte, sagte sie:

„Die Gegend weiß nicht, daß ich einen Prozeß führe oder einen führen werde, und man muß schon über Ihr Kommen klatschen. Wenn ich wohlhabend wäre, würde man an die Unschuld unserer Zusammenkünfte glauben; aber man kennt meine Armut, und die Verleumdung wird mich nicht verschonen. Ich schulde es dem Andenken meines Vaters, mit der öffentlichen Meinung zu rechnen, selbst wenn es nur die eines Dorfes ist.“

„Dann besuchen Sie Herrn Cabard, sagen ihm, daß sie gegen Ihren Pächter klagen wollen, und bitten ihn, einen jungen Advokaten zu empfehlen. Er wird mich wahrscheinlich nennen, und Sie konsultieren mich.“

„Ich habe nichts anderes anzuziehen als mein Trauerkleid.“

„Ziehen Sie es an.“

„Aber welchen Hut?“

„Hören Sie, Fräulein Louroux. Ich bin überzeugt, daß Sie durch meine Hilfe mehrere tausend Franken zurückerhalten werden. Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Summe vorzustrecken, damit Sie sich kleiden können.“

Mit der Reizbarkeit, die den Unglücklichen eigen ist, geriet sie in Harnisch.

„Denken Sie nicht daran.“

„Ich denke, Sie werden meinem Plädoyer beiwohnen, und dazu müssen Sie ein passendes Kleid haben.“

Er sah nach seiner Uhr und murmelte:

„Er läßt auf sich warten.“

„Sie haben jemand herbestellt?“

„Ihren neuen Pächter. Der alte hat es für gut gehalten, keinen Vertrag mit Ihnen zu machen, und das erlaubt uns, ihn jeden Tag fortzuschicken. Sein Nachfolger, den ich sorgfältig gewählt habe, muß zur selben Zeit kommen wie der Gerichtsvollzieher, der den alten Pächter vor Gericht ladet. Er wird Ihnen fünfhundert Franken bringen auf die dreitausend, die er Ihnen jährlich zu zahlen hat.“

„Sie erzählen Märchen: ich würde dreitausend Franken Rente beziehen, wenn ich Chateaugiron behalte?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Mein Herr, ich werde auf Wohltaten mit Anklagen antworten. Ein junger Mann interessiert sich nicht für ein armes Mädchen aus christlicher Liebe.“

„Das ist wahr!“ sagte Torigny. - und Sie zwingen mich zu einer peinlichen Beichte. Ich habe eine tadelnswerte Handlung begangen, eine strafbare Handlung, eine nicht wieder gut zu machende Handlung; und da nicht Gebete diese Handlung ausgleichen können, habe ich geschworen, dem ersten Unglücklichen, den ich treffen würde, Gutes zu tun. Bei dem Frühstück, das auf meine Rückkehr folgte, hat Cabard von Ihnen gesprochen; ich habe mein Rad genommen, ich habe eine Wirtin in Noyal gefragt, ich bin an die Ufer von L'Yaine gekommen. Das ist die einfache Wahrheit! Sie ziehen Vorteil aus einem Gelübde: ich suche meine Sünde wieder gut zu machen, indem ich mich Ihnen widme.“

„Ihr Ton ist aufrichtig, und doch kann ich Ihnen kaum glauben. Die schönen Dinge sind nie wahr.“ werden bald den Beweis meiner Ehrlichkeit erhalten.“

„Lassen Sie mich gewähren, Fräulein, und Sie ten.“

„Wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit zeigen?“

„Indem Sie erwachen; indem Sie diese Maske, die Sie tragen, ablegen; indem Sie nicht mehr aussehen, als seien Sie ohne Gedanken.“

„Ich werde es!“ rief sie.

Der Laut von Stimmen unterbrauh ihren Ausruf. Die beiden Pächter kamen zusammen, und der fortgeschickte fuchtelte mit der Vorladung.

„Sie tun mir unrecht; Sie tun mir unrecht,“ rief er drohend. Bezahlen Sie zuerst meine Scheine.“

„Wo sind sie, Deine Scheine?“ fragte Torigny.

Der Pächter war mißtrauisch und wollte sie nicht zeigen. Nachdem er erst fluchend überlegt hatte, zog er schließlich eine schmutzige Geldtasche aus seiner Hose und nahm ein sorgfältig gefaltetes Papier heraus.

Er las:

„Ich erhalte einhundert Franken von Le Goff, dem Pächter, und verpflichte mich, ihm in einem Monat einhundertfünfzig zurückzuzahlen.“

Torigny öffnete seine Brieftasche und nahm drei Scheine zu je fünfzig heraus.

„Hier!“ sagte er lächelnd.

Diese von dem Bauern diktierte Quittung überführte ihn als Wucherer.

„Ich habe noch mehr!“ rief er.

„Man wird sie Dir später bezahlen. Pack Dich!“
„Warten Sie nur, warten Sie nur; ich werde nach meinem Kopfe handeln. Das Fräulein glaubt stark zu sein, weil Sie ihr Liebhaber sind.“

Fräulein Louroux richtete sich bei dieser Beleidigung auf.

„Hören Sie!“ rief sie mit trostlosem Gesicht. „Herr Torigny, lassen Sie mir Armen meinen Ruf, ich will mein Elend schon ertragen.“

Sie weinte heftig.

Der neue Pächter jagte den alten fort.

„Ich erwarte Sie auf meinem Bureau, Fräulein. Sprechen Sie morgen mit Cabard. Mut.“

Und er verließ sie.

XXII.

André las einen Brief von Cravant. Er hätte lieber nichts von denen erhalten, die ihn an den verhängnisvollen Strand erinnerten.

Nach diesem Schreiben war Margarethe in Paris. Ermont hatte sie dorthin begleitet. Man hatte sich den Totenschein ausgeben und ein Gedenkstein sollte auf dem Grabe errichtet werden; für diesen Zweck hatte man 1000 Franken an den Pfarrer von Plounnanach gesandt.

André zerriß den Brief in ganz kleine Stücke und blieb niedergedrückt in seinem Sessel sitzen. Sobald er zu handeln aufhörte, besonders wenn er sich zu Tisch setzte, kehrte der Schmerz über sein Verbrechen mit Heftigkeit zurück.

Er kam nicht dazu, Fräulein Louroux zu lieben, deren scheue Zurückhaltung für ihre Tugend zeugte. Der junge Mann hatte sich vor Frau Margarethe auf die Knie geworfen: das Fräulein von Chateaugiron hätte er am liebsten zu seinen Füßen gesehen, wie es ihn mit blindem Vertrauen ehrte.

Notar Cabard hatte dem Vater Torigny die Absicht der Waise gesagt, und deren Besuch erwartete er: und zwar mit Unruhe. Aimée kam und sagte feierlich zu ihrem Bruder:

„Deine Klientin ist im Salon. Sie hat schöne Augen, aber sie ist braun wie eine Bäuerin.“

Der junge Advokat war freundlich und fand sie hübsch. Ob das junge Mädchen die Manieren ihrer guten Erziehung wiedergefunden hatte, oder ob ihre Gestalt sich der Umgebung anpaßte; ihr Sachwalter dachte, als er sie hinaus begleitete, er werde sie lieben können. Doch auf seinem Herzen lastete fast ebensoschwer wie die Gewissensqual das unbesonnene Wort der Gräfin Görtz; dieses Wort, das einem Gegengift gleich und ihn in seinem Urteil sicher und klar gemacht hatte: „Wer eine große Gefahr läuft, ohne einen großen Wunsch zu haben, ist ein großer Dummkopf.“

Dieses dreimal wiederholte Wort „groß“ peitschte seinen Stolz wie eine Herausforderung.

Er würde kein großer Dummkopf sein, das schwor er sich.

Torigny hatte sich zugunsten der Gräfin Wilhelm so aufgeopfert, daß er sich der nächsten Frau gegenüber egoistisch zeigte.

Als er nach Chateaugiron kam, um sich zu regen und zu handeln, riß ihm eine Begeisterung, die der Beruf in sich trägt, mit fort. Er fühlte sich Advokat werden, und seine erste Sache mußte er zu einer sensationellen machen. Dank der geistigen Schulung, die er dem Trio der Villa verdankte, entdeckte er eine originelle Form des Plädoyers, eine erzählende und leidenschaftliche Form. Er übte sich darin, warm, erregt zu werden; er suchte Gebärden, Betonungen; er studierte wie ein Schauspieler

seine Rolle studiert; er arbeitete seine Haltung noch mehr aus als seine Beweisführung.

Zwischen dem gewöhnlichen Advokatenum und dem, was er fand, war ein Unterschied wie zwischen dem Volksstück und dem Schauspiel. Er las „Titus und Berenice“ wieder, um den melancholischen Ton zu finden, ohne bis zum Pathos zu gehen, das die Diebereien eines Pächters nicht vertragen. Er zeichnete die beiden Gestalten: die rührende Waise und den verschmitzten Bauern; von diesem Gegensatz hoffte er den Erfolg.

Seitdem er den Prozeß führte, wurde Fräulein Louroux weniger wichtig. Es handelte sich nur noch um Herrn André Torigny, dem jungen Advokaten, und um dessen Zukunft.

Zuweilen wurde er gerührt, nicht über das Schicksal des unglücklichen jungen Mädchens, sondern über das, was er von ihr und zu ihren Gunsten zu sagen wußte.

Seine Hochherzigkeit hatte er in Perros erschöpft. Nachdem er für eine andere so viel gewagt hatte, widmete er jetzt alle seine Bemühungen sich selbst.

Andrés Plädoyer erzielte einen wirklichen Erfolg. Das Ansehen, dessen sich der Vater in der Richterwelt erfreute, tat etwas dazu: einstimmig aber begrüßte man in ihm ein junges Rednertalent.

Der Pächter wurde dazu verurteilt, fünftausend Franken zurückzuzahlen; die Schuldscheine wurden als wucherisch für ungültig erklärt, ohne daß dadurch der strafrechtlichen Verfolgung vorgegriffen wurde.

Vater Torigny jubelte. Er umarmte seinen Sohn mit Tränen in den Augen.

„Mein André,“ sagte er, „für die Freude, die Du mir heute gemacht hast, werde ich Dir bewilligen, was Du willst.“

Das sagte er feierlich, vor allen. Dann ging er zu Fräulein Louroux:

„Mein Fräulein, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie Ihre Interessen meinem Sohne anvertraut haben.“

Das junge Mädchen, das nur mit Mühe ihre Erregung beherrscht hatte, stammelte:

„Mein Herr . . . Ihr Sohn hat für eine kleine Sache als großer Redner gesprochen.“

Und sie brach in Schluchzen aus.

Frau Torigny und Aimée, die sich lange schon die Augen wischten, folgten ihrem Beispiel. Einen Augenblick herrschte Begeisterung im Vorzimmer. Die Gerichtspersonen betrachteten diese freudige Erregung mit Wohlwollen: diese Empfindsamkeit gefiel den Leuten, deren Beruf so trocken ist.

Torigny hatte den Advokaten des Gegners umgefaßt und sagte laut:

Er hat mich schonen wollen, weil es mein Debut war.“

Der aber protestierte gerührt.

Als der junge Advokat nach Hause kam, saß seine Klientin zwischen Mutter und Schwester auf dem Sofa. Sie erhob sich mit Anmut und Würde.

„Herr Torigny, ich schulde Ihnen eine materielle Dankbarkeit und eine noch höhere, größere. Seit dem Tode meines Vaters war ich eine Wilde geworden, weil ich verzweifelte: sie haben mich getröstet, mich wieder belebt. Sie haben ein christliches Werk an mir getan, ein echt christliches.“

„Ueberhäufen Sie mein geringes Verdienst nicht mit so viel Dankbarkeit. Sie haben Vertrauen zu liches Werk an mir getan, ein echt christliches.“

„Wirklich,“ sagte Frau Torigny, „ich hätte nicht geglaubt, daß mein Sohn so sprechen könnte.“

„Bruder,“ rief Aimée, „was Du sagtest, war interessant wie ein Roman.“

Das Mädchen trat ein.

Es fragt jemand nach Herr Torigny junior.“

Die Mutter jauchzte.

„Sie sehen, Fräulein, heute Morgen gab es nur einen Torigny, den Notar; jetzt sind es zwei.“

„Ich lasse bitten,“ sagte André, ohne zu wissen, wer nach ihm fragte.

Es war Herr Chomet, der Direktor einer Bergwerksgesellschaft.

Er ging auf den jungen Mann zu:

„Mein lieber Meister, denn Sie sind wahrhaftig schon ein Meister, ich habe einen großen Prozeß mit dem Hause Bernot und möchte Ihnen die Sache anvertrauen.“

Dann wendete er sich zu den Damen:

„Entschuldigen Sie mich, meine Damen, aber Sie werden meine Eile begreifen: man hätte mir zuvorkommen können. Abgemacht, nicht wahr, Herr Torigny? Und glauben Sie nicht, daß sich die Gesellschaft aus einem anderen Grund an sie wendet als wegen Ihres Talents. Ich sage Ihnen genau, welches Honorar ich Ihnen zur Verfügung stelle: es werden zehntausend Franken sein.“

Das Mädchen kam wieder.

„Man fragt nach Herrn Torigny junior.“

„Ich wette, das ist Bernot! Ich war davon überzeugt! rief Herr Chomet aus, als er den Eintretenden erblickte. Zu spät, Herr Bernot, zu spät. Wir, wir haben ihn, den neuen großen Advokaten von Rennes.“

Der andere blieb kalt und antwortete nicht, sondern wendete sich an Torigny:

„Ich weiß nicht, was Herr Chomet Ihnen geboten hat, aber ich hoffe, daß er noch nicht Ihr Wort hat: ich gebe Ihnen das Doppelte.“

„Er hat mein Wort!“ sagte André.

Herr Bernot grüßte und ging ärgerlich.

Herr Chomet jubilierte.

„Ich will nicht, daß Sie an uns verlieren: Ihr Honorar wird fünfzehntausend Franken sein.“

Er grüßte frohlockend:

„Meine Damen, mein lieber Meister.“

Der Vater trat etwas später ein.

„Mein Fräulein,“ sagte er zu dem jungen Mädchen, Sie bringen die Freude in mein Haus: Sie müssen zum Essen bleiben.“

„Sie sind sehr gütig, aber in der Nacht nach Chateaugiron zurückkehren . . .“

„Sie werden bei mir schlafen,“ sagte Aimée.

Frau Torigny erzählte ihrem Gatten die große Szene zwischen Chomet und Bernot.

Der alte Jurist hörte sie mit einer ernsten und tiefen Freude an. Dann wendete er sich zu seinem Sohn.

„Ich wiederhole Dir mein Versprechen, André. Was Du wünschst, werde ich Dir bewilligen. Heute hast Du Dich Deinem Vater dankbar gezeigt: ich trete meine Autorität an Dich ab; ich bin jetzt nur noch Dein älterer Bruder.“

Und mit Nachdruck:

„Madame Torigny, die Familie hat künftig zwei Chefs, und seine Stimme gilt ebensoviel wie meine.“

Und der junge Advokat, überrascht von seinem Rednerglick und den Folgen, sagte sich mit lebhafter Ueberzeugung:

„Das ist eine wahrhaft große Seite der Provinz, und ich bin stolz auf meine Familie.“

XXIII.

Fräulein Louroux war intelligent und gebildet trotz der Verwilderung, in die sie nach dem Tode ihres Vaters geriet. Dem Leben und seinen Forderungen gegenüber waffenlos, verstand sie sich desto besser auf die Dinge der Seele, und es wurde ihr leicht, an einem Abend Aimées Eroberung zu machen. Sie fand für André aufrichtige Lobsprüche, die sie gut

zu formen wußte, und übertrug etwas von ihrer Dankbarkeit auf die Schwester des Advokaten.

Am nächsten Morgen, als Fräulein Louroux gegangen war, kam Aimée in das Bureau ihres Bruders, um ihre Begeisterung auszudrücken.

„Wenn Du wüßtest, André, was sie mir alles für hübsche Sachen über Dich gesagt hat. Daß Du schön seiest, und daß ich glücklich sei, einen solchen Bruder zu haben; wenn sie an meiner Stelle wäre, würde sie nie heiraten, um diesem ausgezeichneten Bruder immer nützlich sein zu können.“

„Wirklich?“ sagte André lächelnd.

„Sie ist schön, sie ist sehr schön,“ fügte Aimée hinzu: sie gleicht der Statue im Vorzimmer.“

„Der Diana von Gabii?“ fragte er zweifelnd.

„Ja, der Diana.“

Und ganz unbefangenen beharrte sie bei ihrer Aussage.

„Sie hat ein Herz von Gold,“ fuhr sie fort. „Ich ziehe sie Henriette vor. Sie interessiert sich für alles, was man ihr sagt; sie sucht einem zu gefallen, und immer, immer sagt sie angenehme Dinge. Sie hat mir gesagt, ich habe hübsche Hände und hübsche Füße; sie hat mir von meinem Lächeln, von meinem Blick gesprochen. Du weißt, das ist angenehmer als mit Freundinnen zu verkehren, die einen verunglimpfen. Sie kennt keinen Neid. Und dann, sie liebt Dich sehr. Als sie von Dir sprach, weinte sie. Wir haben alle beide geweint vor lauter Bewunderung.“

Und bei dieser Erinnerung perlte eine Träne.

André zog sie an sich und umarmte sie.

„Meine gute Aimée.“

„Seit Deiner Rückkehr siehst Du mich zum ersten Male freundlich an, Brüderchen. Ich habe geglaubt, Du liebtest mich nicht mehr.“

Sie lehnte ihren blonden Kopf an Andrés Schulter.

„Siehst Du, Brüderchen, ich bin nur eine kleine Provinzialin, aber gewisse Dinge verstehe ich. Einander lieben, das ist das ganze Leben. Papa und Mama haben einander geliebt, ihr Alter ist glücklich. Dieses junge Mädchen ist wie eine Schwalbe des Glückes gekommen, sie hat Papa und Mama die größte Freude ihres Lebens gegeben, und mir hat sie die Zärtlichkeit meines Brüderchens wieder geschenkt.“

„Reizende Schwester,“ sagte André.

Wollte die Provinz ihn zurückgewinnen, indem sie sich ihm von ihren besten Seiten zeigte?

Das Mädchen meldete:

„Herr Cloanec, Sachwalter.“

„Herr Torigny, sagte der Beamte, ich verkaufe auf der Stelle ein altes Mobiliar. Es sind eine Menge Sachen, und viele haben ihren Glanz verloren: Wandteppiche, Lehnstühle, Schränke, Truhen, Stühle, kurz ein Lager an Trödel. Ich verkaufe für eine Bagatelle: zweitausend Franken. Wollen Sie die den Erben zahlen?“

„Aber ich möchte erst sehen, ob ich kein rechtmäßiges Interesse verletzt.“

„Keines. Der Marquis von Plancoët hat sein Schloß seiner Verwalterin vermacht: diese hat die Ländereien Stück für Stück verkauft und ist kürzlich gestorben. Das Schloß fällt an einen Verwandten zurück, einen kleinen Landwirt, der die Erbschaftskosten nicht zahlen kann.“

„Ist das Schloß alt?“ fragte André.

„Nein, es ist ein großer Bau aus dem letzten Jahrhundert; dort hat der Marquis von Plancoët, der Vater, aus Langeweile und mit einem Hintergedanken an Spekulation gesammelt.“

„Gut,“ sagte André, „ich bin Käufer.“

Zum Abschluß fügte der Sachwalter hinzu:

„Ich hoffe, Meister Torigny, Sie werden meine

Kundschaft der meiner Konkurrenten vorziehen.“

„Das ist versprochen!“

André bewunderte die Verkettung der Umstände: alles begünstigte sein Vorhaben.

Er fühlte, wie Zärtlichkeit, Achtung ihn umgab.

„Ich werde viel Gutes tun,“ sagte er sich bei jedem Gewissensbiß.

Eine schöne Existenz begann er zu ahnen.

Ein Brief von Fräulein Louroux wurde ihm von seiner Schwester gebracht.

„Mein lieber Meister!“

Der abscheuliche Dieb, der mich zur Verzweiflung gebracht hat, bittet um Gnade: er hat mich angefleht, ihn vor der strafgerichtlichen Verfolgung zu retten. Er wird das Land verlassen.

Kann ich für diesen Elenden ein Wort bei Ihnen einlegen?“

Ich möchte Ihre Schwester bitten, einen Tag in Chateaugiron zu verbringen, aber ich wage nicht sie einzuladen, weil hier alles so verwahrlost ist. Das ist ein lebenswürdiges junges Mädchen, Ihre Schwester, und würdig eines solchen Bruders. Wenn ich es wagte, würde ich sie bitten, mir bei den Einkäufen behilflich zu sein, die ich machen will.

Bitte, grüßen Sie Ihre Eltern, die ich verehere.

Ihre dankbare

Laura Louroux.“

Er las den Brief seiner Schwester vor.

Diese rief aus:

„Welche Freundin würde mich lebenswürdig nennen? Sicherlich keine! Und dann „Ihre Eltern, die ich verehere“. Und „würdig eines solchen Bruders“.“

„Wenn Du sie so liebst, Aimée, so biete ihr an, sie bei ihren Einkäufen zu begleiten und zu beraten. Chateaugiron und seine Herrin brauchen eine neue Ausstattung.“

„Mit Freuden,“ sagte Aimée.

Und bevor sie ging:

„Diese wirst Du nicht schnippisch nennen: ich würde Dir die Augen ausreißen!“

Die Umstände fügten sich aneinander in einem Gang, den man vorherbestimmt nennen konnte. Ein plötzliches Glück, eine Beseitigung der Schwierigkeiten, ein dauerndes Lächeln des Lebens beschämten den Mörder und erlaubten ihm, seine Gewissensqual zu ertragen. Wahrhaftig, er zog sich innerlich beinahe ebensogut heraus wie vor den Menschen.

Abgesehen von den einsamen Augenblicken, wo ihm der Pfad der Zöllnwächter wie ein Bild aus einer höllischen Beschwörung erschien, vergaß er den Mann, der unter dem Stoß seiner Hand elend umgekommen war.

Der Nachlaß des Marquis von Plancoët machte aus Chateaugiron ein Schloß. Es waren allerdings noch Löcher in den Tapeten, und die Polsterung kam an einigen Stellen aus den Sesseln heraus, aber die große Leere war ausgefüllt.

Laura war mehrere Male zu den Torigny gekommen. Sie hatte Kleider bestellt und anprobiert. Sie und Aimée liebten einander; André aber zögerte, sie zu besuchen. Die einsame Lage von Chateaugiron hatte ihm den Plan zu einer Existenz gegeben, so wie er sie wünschte, und nach der Mahnung des Schicksals mußte er Laura heiraten. Laura war die Heldin seines neuen Lebens, aber sie beherrschte es nicht. Sollte er sie aus Gründen der Vernunft heiraten und weil das Gut so nahe lag? Dieser Gedanke verwirrte ihn. An einem Herbsttag entschloß er sich, das junge Mädchen wiederzusehen.

„Endlich!“ rief Laura. „Da sind Sie! Sie haben

den Segen des Herrn gebracht, und Sie sind hier der Herr.“

Sie reichte ihm die Hand und mit einer schnellen Bewegung küßte sie die seine, worauf sie sehr rot wurde und den Kopf abwandte.

Diese demütige Gebärde, die ihr die Dankbarkeit eingab, machte auf André großen Eindruck.

Sie ging ihm vorans, in ihrem Kleid aus weißem Leinen, geschmeidig und lebhaft ausschreitend. Das war nicht mehr das bastardartige Wesen, das mit der Angelrute am Ufer des Flusses gesessen hatte. Kein Fräulein aus der Stadt konnte sich besser benehmen. Die Erziehung, die sie genossen hatte, war zurückgekehrt, und Laura war so viel Dame geworden, wie er es nur wünschen konnte; aber sie erfüllte seine Vorstellung nicht wie Margarethe, die Fiesolina des Ermont, die Elisabeth, deren geringste Bewegung die Poesie hervorrief. Torigny wollte die Vergangenheit aufheben, sich die Vergleiche untersagen; er wollte den Kultus, den er mit der Oesterreicherin getrieben hatte, vergessen: den hielt er jetzt für eine Aeüßerung des Wahnsinns.

Auf einem kleinen Tisch war ein Imbiß gedeckt.

Nur ein Couvert war vorhanden.

„Und Sie?“ fragte er.

„Ich, ich bediene Sie.“

Das war so neu, so rührend, daß er es geschehen ließ.

„Wissen Sie.“ sagte er. „während sie einen Pfirsich schälte: Sie haben bei meiner Schwester eine wirkliche Leidenschaft für mich hervorgerufen. Seitdem Aimée Sie kennt, verehrt sie mich.“

Laura lächelte glücklich.

„Warum sollte die Zärtlichkeit sich nicht so entfalten, daß sie empfunden wird? Warum nicht die aufrichtigen Worte aussprechen, die gern gehört werden? Warum nicht tun, wozu man Lust hat, wenn man der Freude eines andern entgegen kommt? Wenn ich Ihnen mein volles Herz zeigen möchte, warum sollte ich mir diese Freude rauben?“

„Ich habe noch nie eine Natur gesehen, die so liebreich ist wie Sie,“ sagte André.

„Sie haben noch nie ein Wesen gesehen, das sich in solcher Verzweiflung befand und so plötzlich, so vollkommen gerettet wurde. Freud und Leid ist persönlich: niemand stellt sich vor, was in dem Andern vorgeht. Genau mißt man weder das Vergnügen noch den Schmerz, die man bereitet, und deshalb setze ich Sie in Erstaunen.“

Sie ließ sich auf einen Schemel nieder und beichtete leise:

„Mein Vater wurde bald, nachdem ich geboren war, Witwer; er hatte meiner Mutter unrecht getan, glaube ich, aber ich möchte mir das nicht klar machen. Mit zehn Jahren kam ich nach Marmonniers; seitdem lebte ich, abgesehen von den Ferien, die ich hier in Chateaugiron verbrachte, im Pensionat. Mein Vater nahm seinen Abschied, weil ihn Krankheiten bedrohten, die er sich in seinem Dienst zugezogen hatte, und rief mich zu sich. Ich war die kleine vollkommene Person wie sie aus den Händen intelligenter Nonnen hervorgeht, eher geeignet, mich in einem Salon zu behaupten als eine Farm zu verwalten. Schweigend und leidend, interessierte sich mein Vater für nichts mehr; und ich verwilderte. Ich vernachlässigte meine Haltung ebenso wie das Haus: ich wurde Bänerin. Als mein Vater starb, war ich arm. Bevor Sie nach Chateaugiron kamen, war ich entschlossen, ein Häuschen im Dorfe zu mieten und meine Verwandlung vom Schmetterling in die Puppe zu vollenden. Das war nicht der Selbstmord noch das Kloster, doch es war ebenso tragisch wie das eine und ebenso endgültig wie das andere. Sie sind gekommen, von der Vor-

sehung gesandt, und ich zeige Ihnen, wann ich kann und wie ich kann, meine Dankbarkeit.

Er sah sie an und fand sie schön: es war das Aufblühen einer Schönheit, die das Leben in freier Luft kräftig gemacht hatte. Hätte sie dieselben Leiden in der Stadt getragen, so wäre sie bleichsüchtig geworden.

Ihre Seele war gleichfalls gesund, aber auch leidenschaftlich.

Gegen seinen Willen verglich André Laura und Margarethe. Die Tochter des Forstmeisters ähnelte einer Italienerin, sie hatte den warmen Glanz einer Südländerin, Sonnenreflexe auf ihrer goldigen Haut, während die blonde Oesterreicherin an die Poesie des Nordens erinnerte mit ihrem musikalischen Reiz.

Die Witwe des Grafen Görtz war ein seltsames Geschöpf, von ungewöhnlichen Formen, von einer beunruhigenden Kompliziertheit. Wenn man sich beugte, sah man nicht in den Abgrund ihres Herzens. Laura dagegen hatte die Seele auf den Lippen, und da ihre Lippen lächelnd offen waren, bot sie dem männlichen Verlangen das Versprechen der Hingebung und sogar der Entsagung.

„Ich werde nicht nur ein geliebter Gatte sein, sondern auch ein Herr, dem man gehorcht; und obwohl er nicht wußte, wie er despotisch auftreten sollte, gefiel es ihm, an seine Herrschaft zu denken.

„Wie seltsam Sie mich ansehen,“ sagte sie; als suchen Sie mich zu erraten. Fragen Sie mich, ich werde Ihnen antworten, wie man Gott antwortet.“

Er kürzte seinen Besuch ab. Als er sie verließ, drückte sie lebhaft die Hand ihres Verteidigers.

André empfand wieder dieselbe Freude des Stolzes. Als sie davon eilte, rief er sie beim Vornamen zurück.

„Warum haben Sie mir die Hand geküßt?“

Ihr Gesicht wurde Purpur.

„Weil ich Sie nicht umarmen kann, ohne mich gegen das zu vergehen, was ich mir schulde; wenn ich Ihnen dagegen die Hand küsse, so genüge ich dem, was ich Ihnen schulde.“

Er bewunderte ihr Feingefühl und ging, entschlossen, mit seinem Vater die schwierige Frage zu besprechen: ein Mädchen ohne Vermögen heiraten.

XXIV.

Herr André Torigny hatte soeben den großen Prozeß Chomet gegen Bernot gewonnen. Er kam nach Haus am Arm seines Vaters, der vor Stolz strahlte.

„Und Dein Heiratsplan,“ fragte der Notar. Jetzt bist Du der erste Advokat von Rennes und kannst die höchsten Ansprüche stellen. Was ich für den unbekanntesten Anfänger passend fand, würde lächerlich sein für einen jungen Mann, der Honorare von fünfzehntausend Franken bekommt.“

„Du hast mir zweimal versprochen Vater, mir zu gewähren, was ich von Dir verlangen werde: ich verlange, daß ich mir meine Frau selber wählen darf.“

„Gewiß André; darum brauchst Du nicht erst zu bitten: aber man wählt ebenso frei in der einen Klasse wie in der andern, und Du mußt Deine Stellung noch zu verbessern suchen.“

„Ich werde sie durch meinen Fleiß verbessern. Ich mag keine Frau, die mir ebensoviel zubringt, wie ich besitze: die mein Leben mit ihrer Familie, ihren Beziehungen, ihrem Einfluß oder dem Kredit ihres Namens oder dem Gold ihrer Mitgift belastet. Ich will meine Häuslichkeit in allen Teilen selbst aufbauen und nicht als Schwiegersohn in eine langweilige Familie eintreten.“

„Wo willst Du hinaus?“

„Mein Erfolg vor Gericht kommt nicht von meinem juristischen Wissen noch von meiner geschäftlichen Einsicht: ich verdanke ihn Eigenschaften der

Einbildungskraft. Man langweilt die Richter, und ich habe sie interessiert; ich verteidige interessante Fälle leidenschaftlich und dichterisch. Andere werden mich nachahmen, aber der erste war neu und deshalb gut. Statt den Richter als einen Juristen zu betrachten, spreche ich wie zu einem Manne, der spazieren gehen, lesen oder schlafen möchte, und bemühe mich, ihm seinen Wunsch nach Spaziergang, Lektüre oder Ruhe vergessen zu lassen. Ich erzähle ihm eine Geschichte so leidenschaftlich wie möglich . . .“

„Du bist mehr Redner als Jurist.“

„Ich bin etwas Redner, ich bin etwas Künstler, etwas seltsam, etwas phantastisch. Deshalb könnte ich mich nur gezwungen nach dem provinziellen Muster richten, könnte nur gezwungen meine Plädoyers in die alte Form des Herrn Fisson gießen, der juristisch recht hatte und zugleich verlor, weil er langweilte. Ein Mensch, dessen ganze Kunst im Interessieren besteht, nimmt nicht leicht die Langeweile hin. Die Gesellschaften von Rennes peinigen mich, und ehe ich das merken lasse, will ich lieber nicht erscheinen.“

„Dann wirst Du Dich zu Hause langweilen?“

„Zu Hause liebe ich und werde geliebt. Bist Du für mich nur ein Notar? Ist meine Mutter für mich nur eine Frau, die ihre Zeitung liest? Du bist mein Vater; sie ist meine Mutter. Ich brauche Euch nur anzusehen, um die größte Freude zu empfinden, denn Ihr liebt mich. Aber Deine Kollegen, die andern Notare, und die Freundinnen meiner Mutter, die andern Frommen, sind nur Notare und Fromme, und ich will sie nicht jeden Tag meines Lebens sehen.“

„Was, Du träumst von Paris? Du willst dort der Hundertste werden, während Du hier der erste bist?“

„Ich träume nicht von Paris, sondern vom Lande, von der Umgegend von Rennes, wo ich mit Euch leben werde, ohne mit den andern zu leben.“

„Soll ich selber die Frage stellen, sagte der Vater mit Anstrengung. Du willst Fräulein Louroux heiraten? Sie liebt Dich, Deine Schwester schwärmt für sie, und ich habe nichts dagegen, aber sie hat nichts.“

„Sie hat ihr Gut und dreitausend Franken jährlich.“

„Was ist das? Gerade das Erot.“

„Aber, Vater, willst du, daß ich in Rennes viel Geld mache? Ich trinke nicht, ich spiele nicht, ich werde in keinen Klub eintreten. Ich bin entschlossen, für die verschämten Armen gratis zu plädieren und nur von den Reichen hohes Honorar zu nehmen. Eine Einrichtung brauche ich nicht. Dein Salon wird mir als Bureau dienen, und am Ende des Jahres wirst du mir eine hübsche Summe anlegen.“

„Ich habe von einem eigenen Haus in Rennes für dich geträumt, von Verkehr und Empfängen.“

André wollte lachen.

„Empfänge für diese Leute!“

Dann, auf einen Blick seines Vaters:

„Ich werde, wenn Du willst, auf meinem Schlosse Feste geben; das wird dekorativer sein.“

„Statt Dir zu nützen, wird diese Heirat Dir eher schaden. Es wird heißen, Du habest aus Liebe geheiratet, und das flößt ernstern Leuten kein Vertrauen ein.“

„Wie sehr du Notar bist, lieber Papa. Du denkst und sprichst, wie es Dir Dein Amt, Familien zu beraten, vorschreibt. Der Advokat ist ein Flötenspieler oder besser ein Schauspieler, der sich seine Rolle schreibt oder sie improvisiert. Das Gericht ist für mich ein Theater: man spielt vor drei alten Zweiflern in erster Instanz und vor vierzehn älteren Zweif-

lern in zweiter.“

Diese Art, den Tempel der Themis und seine Riten zu betrachten, empörte den guten Notar.

André bemerkte, daß er ihn kränkte.

„Verzeih einem jungen Manne, der seinen Gedanken freien Lauf läßt.“

„Mein lieber André, ich weiß, ich fühle, daß Du mir überlegen bist; und Gott weiß, daß ich mich darüber freue. Sei ein Zweifler, wenn Dein Geist Dich dazu treibt; aber hab Achtung vor Deinem Amt, was es auch sei! Das verlangt Deine Ehre. Ob der Mensch rein oder unrein, das ist eine Gewissenssache, aber der Beamte muß überzeugt sein; er erfüllt ein Priesteramt, er ist in gewissem Grade ein Abgeordneter des sozialen Ideals.“

„Das ist wahr. Wenn unsere Zeit, mit den andern verglichen, so klein erscheint, so kommt das daher, daß die Achtung vor dem Amt verschwunden ist. Ich werde diese Lehre behalten, Vater.“

Der Notar legte seine Hand auf die Schulter des Sohnes.

„Die Alten, mein Freund, sind nicht immer hörens wert, weil sie auf sich selbst hören, aber in einigen Punkten haben sie recht, weil sie, unbewußt oder nicht, eine große Sache vertreten, die das Rückgrat der Rasse, der Familie, des Einzelnen bildet: die Tradition.“

„Liegt es nicht in dieser Tradition, daß man die Frau seiner Wahl heiratet?“

„Ich habe etwas anderes geträumt: aber ich kann meinen Traum den deinen nicht entgegensetzen. Tue, was Du willst.“

„Danke, Vater, dankel!“

André fragte sich, ob ihm nicht verziehen sei. Eine solche Gunst, wie sie seinen Wünschen zuteil wurde, mußte eine Art Absolution enthalten.

Die Wunde seines Gewissens vernarbte. Es gab Augenblicke, in denen er sich Richter und nicht mehr Mörder nannte. Er gestand sich auch ein, daß er nicht einen Finger erheben würde, um Frau Margarethe wiederzusehen; daß er keine Nachrichten von ihr wünschte, und daß er augenblicklich zu ihren Gunsten nicht den geringsten Schritt tun würde.

Während einer Zeit von zwei Wochen hatte er sich an Romantik berauscht: statt phantastische Einbildungen zu lesen, hatte er sie bis zum Verborenen gelebt.

Die Vorliebe für das junge Talent André Torigny wurde so groß in Rennes, daß der Winter kam, bevor er freie Zeit fand. Und da er, trotzdem die Gewissensqual nachließ, noch schlimme Stunden voll Angst und Not durchzumachen hatte, nahm er, um eher zu vergessen, mehr Aufträge an, als er erledigen konnte.

Einige Male besuchte er noch Chateaugiron, ging aber gleich wieder, und seine Stirn war sorgenvoll und sein Ausdruck abwesend.

Seine Absicht hatte er nicht geändert, und doch erklärte er sich nicht.

Aimée kam in sein Zimmer und sagte ernst:

„Weißt Du, wer Fräulein Louroux um ihre Hand gebeten hat?“

Er erhob überrascht den Kopf:

„Lardant, der Sohn des Rats.“

„Wie weißt Du das? Hat Laura Dir davon gesprochen?“

„Laura hat mir verboten, mit Dir über sie zu sprechen.“

„Und warum?“

„Warum? Du bist blind, mein lieber Bruder.“

„Wenn ich nicht blind wäre, was würde ich sehen?“

„Daß Laura sehr schön ist, und daß man es zu merken anfängt.“

„Sie würde sich nicht verheiraten, ohne mich um Rat zu fragen,“ sagte André ruhig.

„Sie wird Dich für die Form konsultieren, wenn die Sache entschieden ist.“

Er blickte seine Schwester mißtrauisch an; sie hatte ein so harmloses Gesicht, daß es keine Schelmerei sein konnte.

„Ich werde nach Chateaugiron gehen,“ sagte er nachlässig.

„Du läufst Gefahr, den Lardant als Freier dort zu treffen.“

Instinktiv beeilte er sich, seine Papiere zu ordnen, und ging.

Als er auf der harten Straße in der kalten Luft dahinfuhr, nannte er sich egoistisch und tadelte sich. Welcher Hohn, alles für die andere getan zu haben und sich gegen eine zarte und inbrünstige Seele gleichgültig zu zeigen!

Im Schlosse angekommen, empfand er einen heftigen Schmerz, als man ihm sagte, das Fräulein ginge mit zwei Herren, einem alten und einem jungen, spazieren. Er wartete, und die Nacht kam, und mit der Nacht kamen schwarze Gedanken. Der Faden, den sein Schicksal bisher so gut gesponnen hatte, schien jetzt zu zerreißen.

Das Mädchen brachte eine Lampe.

Er ging auf und ab, hin und her und war voller Zorn. Ein seltsamer Spaziergang, der sich bis in die Nacht ausdehntel. Er verlor sich in Vermutungen und wurde immer gereizter.

Gegen acht Uhr trat Laura ins Zimmer.

„Woher kommen Sie?“ rief er. „Was bedeutet ein solches Benehmen? Um acht Uhr erst nach Hause zu kommen?“

„Aber,“ protestierte Laura bestürzt, „ich konnte doch Ihren Besuch nicht ahnen.“

Er lächelte höhnisch.

„Also, wenn Sie meinen Besuch nicht erwarten, laufen Sie draußen herum.“

Sanft und milde versuchte sie ihm die Sache zu erklären.

„Der Rat Lardant ist gekommen.“

„Mit seinem Sohn?“ warf André sarkastisch dazwischen.

„Ja, mit seinem Sohn. Sie wissen, daß er auf einer Seite mich einengt oder ich ihn, und er wollte mir vorschlagen, das Stück Land gegen ein anderes auszutauschen, damit die Enklave aufgehoben wird.“

„Das war ein Vorwand; er wollte für seinen Sohn um Ihre Hand bitten.“

Sie war bestürzt:

„Es ist nicht meine Schuld, wenn der junge Mann diese Idee gehabt hat.“

„Und Sie, Sie, welche Idee haben Sie . . . Ich will es wissen,“ rief André.

„Aber um Gottes willen, was haben Sie, ich habe Sie so noch nie gesehen.“

Aufgebracht fuhr er fort:

„Und Sie glauben, ich werde Sie gewähren lassen?“

Sie öffnete ihre großen Augen.

„Gewähren lassen?“

„Mich lächerlich zu machen!“

„Was ist Ihnen geschehen, Herr Torigny? Sie sind außer sich!“

„Was mir geschehen ist, Frau Torigny?“ heulte er.

„Sie sind nicht bei Sinnen; Sie nennen mich Frau Torigny.“

Er ergriff den nächsten Stuhl und zerbrach ihm in Stücke.

Das erschrockene junge Mädchen blickte ihm sprachlos an: sie war buchstäblich zur Bildsäule geworden. Er ging bis ans Ende des großen Zimmers und kam plötzlich auf sie zu. Laura wich zurück:

sie hatte Furcht.

Aber das Gesicht des jungen Mannes hatte sich verändert: die zitternden Hände ausstreckend, sagte er mit einem solch tiefen Ton, daß er den ganzen früheren Eindruck anfl hob:

„Sie sind Frau Torigny; ich bin nicht verrückt, ich bin eifersüchtig.“

Lauras Augen sahen wie verzückt, sie ergriff seine Hände, und ihr ganzes Glück lag in der Bewegung, mit der sie in seine Arme sank.

XXV.

Eine kalte unbestimmte einförmige Farbe bespannte am Morgen den Horizont wie ein ungeheures Leichentuch, bei dem einige Kreidestriche die Falten bezeichnen; und dieses Grau in Grau, düsterer als die nächtliche Dunkelheit beschwor das unsagbare Elend des Menschen, die Ohnmacht seiner Vergänglichkeit gegenüber den Gesetzen der Schöpfung.

Dieser schweren Dämmerung gegenüber stand André Torigny. Die Schlaflosigkeit hatte ihn aus dem Bette getrieben, dann aus dem Zimmer und unter dem gebietersichen Befehl eines Phantoms befand er sich ein Jahr später an diesem selben Strand, wo sein plötzlich erwachtes Bewußtsein die Zügel der Erziehung abgestreift hatte, um ins unglücklichste Abenteuer zu eilen.

Es war ein schöner Abend gewesen, an dem er beim Glanz des Sonnenunterganges die Befreiung seiner Persönlichkeit erlebt hatte. Welche unschuldige Ruhe herrschte damals in seinem Herzen, das noch keine Erregung kannte! Der Schild seines Lebens war glatt und glänzend und trug noch kein Sinnbild.

In weniger als einem Monat war er ein Verbrecher geworden, ein Dieb, ein Mörder, ein Sünder sowohl vor der bürgerlichen Moral wie vor der anderen. Mit allen Glücksgütern gesegnet: Erfolg im Beruf, Harmonie in der Ehe, lebte er in einer von Hingebung erwärmten Häuslichkeit und genoß ein Ansehen, das an Bewunderung grenzte. Das war gekommen von einem Verbrechen.

Statt ruhig seinen Vorteil aus dieser Milde des Schicksals zu ziehen, erregte er sich bei der furchtbaren Erinnerung; verurteilte sich zum Grübeln über seine Schuld, wie man eine Wunde wieder aufreißt, damit das Blut herauskommt. In dieser Verfassung war er nach Perros-Guirec zurückgekehrt an dem Tage, an dem sich die verhängnisvolle Tat jährte. Dieser fahle und kaum erkennbare Tagesanbruch war der des 16. September.

Angesichts dieses Meeres, das den Leichnam des Grafen aufgenommen und fortgetrieben hatte, in der unfreundlichen Kälte der endenden Nacht prüfte er sein Herz.

Glücklich, wer sein Gewissen gegen eine Weisung tauscht, wenn seine Pflicht genau vorgezeichnet wird, statt daß er sie mit Schmerzen unter den Widersprüchen des Lebens und der Sinne suchen muß. Glücklich, wer einen Kopf gefunden hat, der ihn im Denken unterstützt; ein Herz, das ihm besänftigt; einen Herrn, der ihm die furchtbare Last des freien Willens abnimmt. Glücklich, wirklich glücklich, wer zwischen dem Guten und dem Bösen nicht mehr schwankt und einer sicheren Zucht folgt.

Niemand findet sein Gleichgewicht in sich selbst. Auch die Begeisterung, die Tat des Lichtes und des Feuers, hinterläßt einen dunklen kalten Schatten.

Frau Margarethes Freunde hatten Torigny richtig beurteilt, als sie ihn für fähig hielten, seelisch zu leiden, ohne diese hohe Region erreichen zu können, wo der Mensch, der aufgehört hat mit dem



Trupp zu marschieren, eine neue Richtung entdeckt. Dazu geboren, auf Meister zu hören und Beispielen zu folgen, fand er weder Lehre noch Muster, und sein Beruf, der das Gehirn ebenso verdirbt wie der des Schauspielers das Gefühl, verwirrte ihn vollends.

Als Advokat Gottes oder als Advokat des Teufels führte er unaufhörlich seinen eigenen Prozeß und überzeugte sich wechselnd von seiner Unschuld oder von seiner Verruchtheit. Der Schauspieler macht seinen tiefsten Schmerz nutzbar und holt daraus Wirkungen; Torigny übte sich, ein Gaukler des Gerechten und des Ungerechten, an seiner Gewissensqual.

Versprach die Vorsehung eine völlige Absolution, da sie ihn mit Geschenken überhäufte? Wie seltsam, daß das Glück aus einer Freveltat hervorging, Torigny glaubte, miß seitdem er der glückliche Gatte von Laura Louroux und der sichere Besitzer von Chateaugiron war, verstärkte sein Glaube seine Unruhe. Er hatte Furcht vor seinem Werden, hätte Cravant gesagt.

Wenn man die Ereignisse aufmerksam prüft, entdeckt man dasselbe Gesetz, das Buddha formuliert hat, und das vom Volk sehr gut durch das Sprichwort ausgedrückt wird: „Alles macht sich bezahlt!“

Das Genie hat uns Alberich und dann Wotan selber gezeigt, wie beide gezwungen werden, zwischen Gold und Liebe zu wählen; und der Gott, der nicht zu wählen wagt, stirbt in seinem Walhall den Flammentod, wie der Zwerg, der den Ring gewählt hat, in den Wassern des Flusses untergeht. Verzichten, das ist das Wort, das so traurig aussieht, daß es der Orient mit seiner ganzen Untätigkeit erläutert.

So versöhlte sich der Gedanke Torignys mit einem unfreundlichen und lichtlosen Himmel, dessen blasser und häßlicher Schein wie ein schlafloses Gesicht aussah.

Langsam begann das Silber des Horizonts, zuerst bläulich und stählern, zu glänzen, und der Schatten faltete sich wieder wie ein ungeheurer Schleier, den unsichtbare Sklaven vorgezogen hatten. Eine Brise kam über das Wasser und nahm ihm seine Schwere. Einige Vögel kreuzten ihren Flug auf dem Strande, und die Helle nahm zu, farblos, aber lebhaft.

Am Strande tanzten die Insekten, als seien sie belebte Sandkörner. Torigny seufzte, an seine Laura denkend, die ihn traurig hatte scheiden sehen: es war für sie eine Reise ohne Grund, die erste Trennung seit ihrer Verbindung. Er wollte heilen, um der zärtlichen Liebkosung nicht mehr eine geheimnisvoll verdüsterte Stirn zu zeigen, um nicht mehr in drückenden Fragen die liebevolle Fürsorge zu entbehren. In dem Wildling von Chateaugiron hatte er ein reizendes Geschöpf mit tiefem Herzen gefunden, das sowohl romantisch wie ernst war und ihm eine Tauglichkeit gab, ganz anders, als sie sonst die Provinz ihren Getreuen bietet. Niemals hatte er sich nach Frau Margarethe gesehnt: wenn sein Gedanke sie sich vorstellte, empörte er sich in einem aufrichtigen Abscheu. Diese Fremde hatte einen Schatten auf sein Leben geworfen, einen schweren Schatten.

In dem Augenblick, als er sich ihrer erinnerte, drehte er sich um. Dort unten, am äußersten Ende des Strandes, erschien eine Silhouette, so ähnlich der der Gräfin Görtz, daß er sich für närrisch, wahnwitzig hielt und zu laufen anfang, um die Erscheinung aus seinen Augen zu verjagen, oder vielmehr aus seiner Einbildung. Bei jedem Schritt hob sich die schlanke Oesterreicherin deutlicher von dem Felsen ab. Im Laufe eines Jahres können zwei Frauen von hoher Gestalt an denselben Ort kommen; und dann warum sollte Frau Ledesma die seit kaum

zwei Monaten Frau Ermont geworden war, allein sein und an diesem Tage, dem Datum des Verbrechens!

Er ging weiter; als die Unbekannte ihre Unbeweglichkeit aufgab und ihm entgegenkam, beilte er aufgeregt seinen Schritt.

Sie war es! Sein Zweifel schwand, bevor er noch ihre Züge sah. Er mäßigte seinen Gang: eine Flut von Groll schwellte ihm das Herz. Der Gedanke, ihr den Rücken zu drehen, wich nur einem Gefühl des Stolzes. Sie fliehen, das hieß sie auf eine gar zu schmeichelhafte Art grüßen: er blieb zwei Meter vor ihr stehen, kalt, unhöflich, ohne irgend eine Form der Artigkeit zu zeigen.

„Sie!“ sagte sie mit unentschlossener Stimme.

„Ich!“ antwortete er mit einem grimmigen Ton.

Nach diesen beiden Silben blickten sich die beiden Menschen eine Zeitlang vorsichtig an. Frau Ermonts Zweifel ist, gesagt, daß ich meinen Reiz verlor, glich der Gräfin Görtz sehr und hätte für ihre Schwester gelten können; aber sie schien Torigny so verändert, daß dieser sein Erstaunen in seinem Blick leuchten ließ.

Das Steile, Unwirkliche ihrer Erscheinung verschwand unter einer geringen Fülle. Der gebieterische Reiz der Vertikale milderte sich in der normalen Entwicklung etwas gerundeter Formen. Vielleicht war Frau Margarethe im allgemeinen Sinn vollkommener geworden und hatte ihre höchste Blüte erst erreicht; aber die Einbildungskraft fand denselben Anreiz zur Träumerei nicht wieder.

„Ah, Herr Torigny, welche seltsame Huldigung ist Ihr Blick! Er hat mir mit einer Klarheit, die zum Verzweifeln ist, gesagt, daß ich meinen Reiz verloren habe. Sie dagegen, finde ich, haben sich sehr zu Ihrem Vorteil verändert, in Ihrem Wesen liegt eine auffallende Entschiedenheit. Sie sind jetzt ein Mann, aber sicher nicht mehr einer solchen Ritterlichkeit fähig wie einst.“

„Wie einst,“ sagte er und ließ das Wort klingen, wie man eine Münze auf den Stein wirft, um ihre Echtheit zu erproben.

„Sie haben einen Groll gegen mich, Herr Torigny. Ein geheimer Vorwurf liegt in Ihrem Ton, in Ihrem Blick; ich möchte diese Klage hören, die auf meinem Andenken lastet. Sie haben in meinem Leben eine so große Rolle gespielt, daß ich gegen ihr Urteil nicht gleichgültig sein kann. Was habe ich getan, das ich nicht sollte? Was habe ich beangelt?“

Torigny antwortete nur mit dieser Frage:

„Sind Sie glücklich?“

„Ich bin glücklich.“

„Was bedeutet also mein Urteil und das aller Sterblichen? Der Zufall hat uns einen Augenblick zusammen gebracht. Halten Sie sich nicht für verpflichtet, dem Bedeutung beizulegen, was nie eine gehabt hat.“

Sie protestierte lebhaft:

„Warum eine schöne Erinnerung ohne Grund mit Füßen treten? Sie sind von mir begeistert gewesen und ich habe die zärtlichsten Regungen für Sie empfunden.“

„Meine Begeisterung ist außerordentlich tief gewesen: ich hätte die Sterne vom Himmel gerissen, um sie auf Ihr Kleid zu heften; aber dieser Zustand meiner Seele hat noch nicht einen Monat gedauert. Wie sagte Ihr Freund Cravant? Jeder Mensch enthält eine gewisse Kraft an Liebe; wenn die erschöpft ist, folgt die Gleichgültigkeit.“

Frau Ermont zuckte ihre jetzt runden Achseln:

„Warum sind Sie denn hier, und an diesem Tage?“

Er zitterte nervös, als sie diese Frage stellte, und

sein Blick verwirrte sich erst, um dann hart zu werden.

Sie wiederholte etwas geringschätzig:

„Tun Sie nicht so, als hätten Sie vergessen. Ich, ich habe einen Grund, Perros-Guirec wiederzusehen: der mein Gatte war, schläft tausend Meter von hier, und ich habe seinem Grabe meine Verzeihung bringen wollen; ich habe, soweit es an mir liegt, diesen Mann, der so schuldig war, freisprechen wollen. Ob die Verwünschungen der Opfer wirklich die Verbrecher bedrücken, ich weiß es nicht; da ich aber kein Opfer mehr bin, so habe ich feierlich verziehen: ich habe dem Toten Frieden gewünscht, während meine Augen seinen Gedenkstein ansahen, mein Geist die ganze Vergangenheit sich vergegenwärtigte. Ich habe ihm seine Sünden gegen die Liebe, gegen die Ehe verziehen. Gott hat ihn getroffen, aber ich wünsche, daß er der Hölle entgeht.“

„Gott hat ihn getroffen, wie ein einfacher Lohengrin Telramund trifft, nun Margarethe — Elsa zu befreien!“

Er lächelte spöttisch.

„Ich erkenne Sie nicht wieder, Herr Torigny! Sind es Ihre Lippen, die so teuflisch lächeln?“

„Gott hat ihn gestoßen!“ rief der Advokat mit einer Stimme voll bitterer Ironie.

„Er sah in der Nacht wie ein Luchs; er konnte Klippen erklettern; was auch die Leute im Hotel gesagt haben, an drei Flaschen gewöhnlichen Weins berauschte er sich nicht. Graf Wilhelm konnte keinen Fehltritt auf dem Pfad der Zollwächter tun... Man hat ihn gestoßen.“

„Man“ ist nicht gleichbedeutend mit Gott,“ sagte Torigny unerklärlich bitter.

„Wer soll ihn denn gestoßen haben? Niemand kannte ihn, und niemand hätte es gewagt.“

„Sie sind also überzeugt, daß der Schöpfer in Person Ihren schuldigen Gatten den Abhang hinuntergeworfen hat?“

„Wenn Sie mich hassen, Herr Torigny, warum sind Sie nach Perros gekommen? Seien Sie aufrichtig: Sie wollten mich wiederfinden, wie ich Sie wiedersehen wollte.“

„Ich schwöre, daß Sie sich täuseln!“

Sie wurde freundlicher:

„Sie sind verheiratet, Sie lieben Ihre Frau; und Sie haben sie doch verlassen? Warum?“

Er lächelte spöttisch.

„Warum?“

„Doch nicht, um Blumen auf das Grab des Grafen zu legen?“

Torigny schauderte. Sie wiederholte mit Sicherheit:

„Sie sind gekommen, um mich wiederzusehen, Herr Torigny, weil zwischen uns ein geheimnisvolles Band besteht, das nicht Liebe ist, aber es hätte sein können, wenn Ihre Stimmung anders gewesen wäre... Ich will in Ihnen kein Bedauern erwecken; ich liebe den Mann, den ich geheiratet habe, und, da ich ehrbar war, als ich allein lebte, kann ich nicht in den Verdacht der Untreue kommen... Das kann zwischen uns nicht sein, aber, was es ist, können Sie es ausdrücken? Ich, ich fühle nur...“

„Eine Erinnerung an den Strand, eine Begegnung, wie sie in der Bretagne gewöhnlich ist...“

Sie schüttelte ernst den Kopf:

„Herr Torigny, Sie sind nicht aufrichtig. Es gibt etwas, das uns bindet, und zwar etwas Starkes.“

„Was?“ fragte er matt.

„Sie wissen es, Sie scheinen mich zu verabscheuen. Bin ich für Sie die verhängnisvolle Frau gewesen, vor der meine Freunde Sie warten? Nein, nicht wahr... Sie haben keine Nachrichten von ihnen?“

„Ich will auch keine haben.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das Geheimnis hat noch größere Bedeutung, als ich ahnte, da Sie diese drei Menschen, die Sie geschätzt und geliebt haben, in Ihrem Abscheu gegen die Dame Margarethe hineinziehen.“

„Die Wiederverheiratung hat Ihre Phantasie befruchtet: Sie wollen durchaus einen Roman aus einem banalen Umstand machen.“

„Herr Torigny, ich hätte es begriffen, wenn Sie mich ohne Bedauern verlassen hätten; aber Sie sind gegangen, nachdem Sie mich gefragt haben, ob ich liebte, und nachdem Sie den haben kommen lassen, den ich Ihnen nannte. Dieser Handlung fehlt das Motiv. Wie soll man so viel Eifer begreifen? Entweder war ich Ihnen gleichgültig geworden, und Sie überließen mich meinem Schicksal; oder ich interessierte Sie, und Sie konnten nicht diese Eile haben, einen liebenden Mann an meine Seite zu bringen.“

„Habe ich unrecht gehabt?“

Frau Ermont schwieg zuerst, dann sagte sie:

„Schlagen wir den Weg in die Földer ein.“

Sie ging ihm voraus, erstieg leicht den steinigem Abhang und erwartete ihn, denn er zögerte unentschlossen, in seiner bitteren Stimmung bereit zu einer schroffen Abfertigung. Warum hatte diese Frau, die sich nur durch ihre Gestalt und eine gewisse Ähnlichkeit mit altertümlichen Figuren von anderen unterschied, so tief auf seine Einbildungskraft gewirkt?

Wenn wir die Menschen oder die Orte von früher wiedersehen, sind wir bestürzt, sie nicht mehr ähnlich zu finden, und in den meisten Fällen sind wir es, die sich geändert haben. In sieben Jahren erneuert sich unser Körper von Zelle zu Zelle: unser Gefühl folgt einer ähnlichen Entwicklung.

Die Gräfin von Vegstädt war die erste Frau gewesen, fähig, sein Herz zu erwecken, und sie hatte sein Leben in einem günstigen Augenblick gekreuzt. Keine Macht kommt diesem Vorrang gleich.

Wenn er noch helllichtiger gewesen wäre, so hätte er gesehen, daß seine Begeisterung für die Fremde viel Ehrgeiz enthielt. Sein Mitleid allein hätte nicht genügt, ihn auf diese Weise anzuspornen. Ohne den Wetteifer, den Cravant, Tessones und Sernhac in ihm erregt hatten, ohne den Wunsch, über sie vor sich selbst den Sieg davonzutragen, hätte er niemals seinen Willen in scheinbarer Ritterlichkeit so weit getrieben, daß er den Grafen Görtz die Klippen hinunterstürzte.

Frau Margarethe war für Torigny die lebendigste Anregerin gewesen, sie hatte die erste Erweiterung seiner Persönlichkeit bewirkt. Ein kleiner Jurist, hatte er die Sporen angeschnallt und die Fahne des Helden erhoben. Er hatte sich groß, fast erhaben gefunden: das ist unschätzbar, und niemand widersteht diesem Rausch. Wir lieben nur uns, aber wer kann sich sehen ohne einen Spiegel, der sein Bild zurückwirft? Die Leidenschaft bietet uns den lebhaftesten und farbigsten Reflex; daher ihre Macht.

Wie wäre er erstaunt gewesen, wenn man dem jungen Mann gesagt hätte: „Sie haben Lohengrin gespielt, Sie waren ein Großtuer, ein Bourgeois, der die Lanze des Perseus schwingen wollte; Andromeda war ein Vorwand, die Regung des Stolzes zu verbergen.“

Während sie dahin gingen, begann Frau Ermont ohne Einleitung:

„Sie haben recht gehabt, nach Beauvais zu telegraphieren; es macht mich glücklich, daß ich die große Leidenschaft meines Gatten bin und bleiben werde, da seine Neigungen den meinen verwandt sind. Allein ich bin nicht stolz auf diese Ehe:“

ihre Ergebnisse werden glücklich sein, aber nur prosaisch glücklich: der ziemlich wohlklingende Akkord zweier Egoisten. Was soll ich Ihnen sagen? Der Horizont fehlt mir: ich bin nicht herabgestiegen, aber ich bin auch nicht hinaufgestiegen; ich verliere schon Illusionen über mich . . . ja, ich habe mich für größer gehalten. Meine Bedürfnisse sind die von allen Frauen. Gabriel hat mich den Grund meiner Natur finden lassen, und ich liebe mich weniger, seit ich ihn liebe . . . Oh, diese Dinge der Seele lassen sich nicht aussprechen. Ich bin in dem Fall einer Menschenfresserin, die sich mit Leckerbissen begnügt, und sich gestehen muß, daß sie ihr gut schmecken. Das Meer schien mir kaum weit genug, um das Schiff meiner Wünsche zu tragen, und nun fährt es auf der Mittelstraße eines zärtlichen und geistigen Lebens, ohne daß die Zärtlichkeit flammt oder der Geist strahlt. Ich habe keine Illusion mehr, daß ich nicht zu begreifen sei: ich hielt mich für komplizierter, als eine der letzten vier Symphonien von Beethoven, und ich bin in Wirklichkeit ein einfaches Menuett.“

Dieses Geständnis machte Torigny keine Freude, aber es gab ihm Gelegenheit, sich als Denker und Seelenkundiger zu zeigen.

„Man hat Ihnen zu viel gesagt, und Sie haben zu viel geglaubt, daß Ihnen die Götterspeise Ambrosia zukomme; deshalb verdriest es Sie, daß Sie sich mit gewöhnlicher Kost sättigen müssen. So zerteilen Sie sich, um zugleich Sklavin und Tyrannin zu sein. Kein Verderb richtet die Liebe so zugrunde wie die schmarotzenden Eitelkeiten. Warum vergiften Sie sich die gegenwärtige Stunde mit Gedanken der Vergangenheit? Seien Sie einfach, wie das Leben: lachen Sie zu seinem Lächeln.“

„Empfinden Sie, Herr Torigny, nicht denselben Schmerz? Verwirklicht Ihre Frau alles, was Sie erwartet haben?“

Er zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß es Ihnen kaum zu sagen, wie sehr die Ehe ihre Versprechungen übertroffen hat; ich weiß es nicht zu sagen, weil eine Scham gebietet, daß ihre Freuden geheim bleiben. Ohne an ein Geheimnis zu rühren, das mir nicht allein gehört, weil es noch ein anderes Wesen umfaßt, das besser ist als ich, erkläre ich Ihnen: ich habe mehr als den Frieden gefunden, und meine seltsame Stimmung kommt von etwas anderem, das weiter zurückliegt.“

Sie blieb fragend stehen:

„Was nicht Ihre Ehe zum Ursprung hat, kommt von mir. Warum es leugnen? Ich verschulde Ihre Stimmung.“

„Meine Anwesenheit in Perros erscheint Ihnen als die Pilgerschaft eines Verliebten: sie ist aber die Folge einer Reihe von Gedanken, die nicht leicht ins Gleichgewicht zu bringen sind. Ein großer Gegensatz besteht zwischen dem, was ich an diesem Ort gefühlt habe, und meinem Leben in Rennes. Ich habe den aberwitzigen, einfältigen, törichten Torigny wiedersehen wollen, der ich vor einem Jahre war.“

„Welche groben Worte, mit denen Sie mich wie mit Steinen bewerfen. Was habe ich Ihnen getan, das ich nicht weiß!“

„Sie haben mich aus meiner Sphäre gezogen, Sie haben mich mit einem falschen Idealismus berauscht, Sie haben mir ein beweinenwertes Gefühl eingebläst.“

„Ach,“ rief sie, betrübt und doch stolz, „Sie haben mich nicht vergessen können!“

Er stieß mit dem Fuße auf.

„Nein, nein, nicht um Sie handelt es sich, sondern um mich allein!“

„Um sie, mir gegenüber, wenn Sie so wollen,“ sagte sie versöhnlich.

Er sah vor sich hin. Wie wird dieses Gespräch enden? Wenn er seiner Stimmung Luft machte, würde die junge Frau glauben, er liebe sie insgemein.

„Herr André, ich habe Sie nicht vergessen können, und während meiner langen Verlobung habe ich oft an Sie gedacht. Als ich — wie soll ich sagen — die Mittelmäßigkeit Gabriels fühlte, erinnerte ich mich an die Schnelligkeit Ihrer Entwicklung. Zwischen dem Abend, an dem Sie die Tasche brachten, und dem, an dem Sie nach Beauvais telegraphierten; zwischen dem jungen Provinzialen, der ein Porträt vom Spiegeltischchen nahm (oh, ich habe es nicht gesehen, aber erraten, da das Medaillon im selben Augenblick wieder erschien, als Sie abreisten), zwischen dem beinahe lächerlichen Kandidaten des ersten Besuches und dem erstaunlichen Mann, der sich bei der Ankunft des Grafen enthüllte — welcher Abgrund! . . . Stolz, eine Muse zu sein und Ihre Wandlung mit eigenen Augen zu sehen, von Ihrer plötzlichen Ueberlegenheit bezwungen, habe ich Ihnen gehorcht, sogar als ich Ermont annahm! Das ist die Wahrheit.“

Torigny sah sie mit Erstaunen an.

„Zu welchem Zweck sagen Sie das, wenn Sie eine treue Frau sind, und wenn ich die Liebe, die meinen Namen trägt?“

„Im Gefühlsleben und in der Kunst bedeutet „zu welchem Zweck“ — wenig. Es ist gut, eine Sache zu sagen, weil man sie denkt, und vielleicht in der Hoffnung, sie weniger zu denken, nachdem man sie gesagt hat. Wir haben uns heute getroffen wie vor einem Jahr: heute aber ist zwischen uns ein Band, das weder Sie noch ich zerreißen können.“

„Einbildung, Frau Ermont! Träumerei der Müsiggigkeit! Illusion der Erinnerung! Es ist wahr, daß ich Ihnen am Anfang und am Ende unserer Begegnung sehr verschieden habe vorkommen müssen: ich bin es wirklich gewesen. Sie aber haben die Gräfin aus der „Hochzeit des Figaro“ tragisch gespielt, ohne daß ich darum Cherubim gleiche. Vergolden Sie ein anderes Muster, glauben Sie mir; dieses verdient nicht die Verzierungen Ihrer Träumerei.“

„Gestehen Sie, daß Sie mir nicht verzeihen. Ermont genommen zu haben.“

Torigny zuckte die Achseln.

„Ihnen gegenüber habe ich keinen Stolz, da Sie mich haben seufzen und zittern sehen. Demütigen Sie mich, wenn Sie ein Vergnügen daran finden . . . Sie können mich ausschelten . . . Sie könnten mich schlagen . . . Sie könnten . . . Ich fühle, ich ahne, daß Sie Rechte auf mich haben.“

„Rechte?“ rief Torigny aus.

„Görtz ist nicht wieder erschienen seit dem Augenblick, als Sie meine Verteidigung ergriffen.“

„Was meinen Sie mit diesem . . . Zusammenfallen?“ rief der junge Mann, bleich und mit veränderter Stimme.“

„Ach, daß ich das Sinnbild des Schildes nicht enträtseln kann?“

Er wiederholte mit sonderbarem Ton:

„Des Schildes? . . . Wir wissen niemals am Morgen, welches düstere Phantasie das Schicksal vor dem Abend darauf malen wird.“

Die Worte des Freundes waren ihm wiedergekommen.

„Herr Torigny, es ist ein Geheimnis zwischen uns.“

„eiNn. Frau Margarethe. Nur eine schwärmerisch: Anwendung für die Vergangenheit und eine Laune Ihres Geistes für die Gegenwart. Meine Begeisterung ist für immer erloschen, und Ihre Laune wird morgen verfliegen. Wünschen wir uns Tage voll Frieden“

und sagen wir uns Lebewohl ohne viel Worte.“

„Sie haben mich von der Verfolgung und der Einsamkeit befreit. Geben Sie mir noch den Frieden. Erklären Sie mir . . .“

„Was?“ sagte er schroff.

„Meine Angst. Ich kann nicht an Sie denken, ohne eine unerklärliche Unruhe zu empfinden, die nicht Liebe ist, und der ich vergeblich den Namen suche.“

„Denken Sie nicht an mich!“

„Man gebietet seinen Gedanken nicht, Herr Torigny, Sie wissen das wohl! Meine Angst ist die Schwester Ihrer Stimmung. Wir sind hier aus dem gleichen Grunde: ich kenne ihn nicht, aber Sie kennen ihn. Ich flehe Sie an: nehmen Sie mir diese Last ab, die mich zu Boden drückt. Die Wahrheit, die Wahrheit . . .“

„Welche?“

„Ueber Ihren Groll. Sie hassen mich. Warum?“

„Wegen dessen, was Sie mir eingeflößt haben.“

„Was? Wegen einer Begeisterung von zwanzig Tagen haben Sie ein Grauen vor mir.“

„Die Tage waren an Gehalt Jahren gleich.“

„Ich habe Sie innerlich zerstört?“

„Ja,“ sagte er dumpf.

Sie betrachtete ihn bestürzt, ohne zu begreifen.

„Sie sagen mir etwas Walunsinniges.“

„Ich werde Ihnen nichts mehr sagen. Gehen wir auseinander. Gott möge uns behüten!“

Er kehrte ihr den Rücken. Sie hielt ihn am Arm fest, und diese Berührung erfüllte alle beide mit derselben Verwirrung. Sie schob ihren Schleier zurück, und ihre Augen suchten die Augen des jungen Mannes mit einer heftigen Neugier. Er wich diesem Blick aus; als sie aber darauf bestand, gab er nach und sah sie seinerseits an.

So standen sie da, bleich, und erforschten ihre Herzen; ihre Blicke wechselten so seltsame Gesichter, daß Frau Ermont zu zittern anfang.

„Ihre Hand,“ sagte sie, „und ich gehe!“

„Meine Hand?“

Er zog die rechte zurück, die sie nehmen wollte.

„Sie geben mir nicht die Hand, Herr Torigny?“

Zögernd bot er ihr die linke.

„Nein, die nicht, nicht die Unglückbringende linke, fügen sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu.

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Wie bleich Sie sind,“ rief sie dann. „Ich sehe es, meine Gegenwart macht Sie krank. Ich verlasse Sie. Ihre Hand!“

Er reichte ihr wieder die linke, und mit einem so seltsamen Ausdruck, daß die junge Frau vor Entsetzen weit öffnete und stammelte:

„Der Schild!“

Wankend entfernte sie sich. Hatte sie das furchtbare Geheimnis ihrer Befreiung geahnt? Eine düstere Resignation lag auf ihren Zügen, und langsam, als triebe sie das antike Schicksal, ging sie davon, ohne sich umzusehen.

Bei jedem Schritt beugte sie den stolzen Kopf mehr. Zuweilen hielt sie einen Moment an, um im Bereich seines Rufes zu bleiben.

Torigny, an eine Mauer gelehnt, sah ihr lange nach; als die hohe Silhouette bei einer Biegung verschwand, sank er zu Boden. Am Rande des Weges kauern, grub er mit seinen Händen, ohne es zu wissen, in die graue Erde hinein.

Die Säule seines Stolzes lag da, wie er. Das Verbrechen war unnütz gewesen! Er hatte Frau Margarethe nicht gerettet. Auf eine Verfolgung, der sie ausweichen konnte, folgte ein unvermeidliches Zusammenleben. Sie liebte den Mann, der ihren Gatten getötet hatte; sie liebte tief, für immer vielleicht,

den Einzigen, der sie nicht berühren konnte, ohne wirklich zum Verbrecher zu werden.

Die Kraft dieser verspäteten Leidenschaft erfüllte Torignys Seele mit unendlichem Schmerz. Frau Margarethe gewann von Sekunde zu Sekunde ihren Zauber zurück: unschuldig unaufhörlichen Leiden geweiht zu sein.

Der Ertrunkene von Ploumanach war gerächt. Die seinen Tod gewünscht und der ihn vollzogen hatte, würden keine Freude mehr kennen: jetzt liebten sie einander, und diese Liebe wurde eine übersinnliche Art der Sühne.

Kühe gingen vorbei: ihre großen neugierigen Augen richteten sich auf den jungen Mann.

Er betrachtete in seinem Herzen den furchtbaren Schild, auf den das Schicksal an diesem traurigen Herbstmorgen ein so düsteres Bild gemalt hatte: die der Liebe ohne Hoffnung.



Unterhaltungsecke



Auflösungen der letzten Aufgaben.

Auflösung des Silben-Wechsel-Rätsels:

Schimmel, Otter, Motte, Möhre, Einer, Robert, Stute, Abfuhr, Nachsicht, Freitag, Albrecht, Nachtrag, Gebot.
Sommers-Anfang.

Auflösung der Verschmelzungs-Aufgabe:

Lorelei, Admiral, Neugierde, Dromedar, Paletot, Auerbach, Rubinstein, Theseus, Iserlohn, Eisenach.
Landpartie.

Auflösung des Vexier-Bildes:

Bild auf den Kopf stellen, dann ist der Höhlenforscher links zwischen den Steinbrocken am Boden und der Felswand im Vordergrund zu sehen.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

B hat e 10, e K, e O, e 9, g K, g O, r D, r 10, r 8, r 7;
C: s D, s 10, s O, s 9, e D, e 8, g 10, g 9, g 8, g 7.

Verlauf:

I.
1. s W, r D, s 9. 3. g W, r 8, s 10.
2. r W, r 7, s O. 4. s 7, r 10, s D (— 21).
Den Rest bekommt der Spieler.

II.
1. s W, r 7, s 9. 5. g 7, g D, g O.
2. r W, r 8, s O. 6. r 9, r D, g 10 (— 36).
3. g W, e 10, s 10. 7. r 10, e D, r O (— 60).
4. s 7, g K, s D (— 15).

Auflösung des Anagramms:

Thaler, Luna Genio Herder Eisen Euter Sache
Rago Mime
Halter Ulan Neige Dreher Seine Treue Achse
Gera Emmi.
Hundstage.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Darfst du nicht zum Jahrmarkt laufen.

Auflösung der Rechenaufgabe:

3/9 und 27/81.



Auflösung des Kapsel-Rätsels:
Kuli Arm III Stil Eis Rat Muse As Natter Ohm
Etsch Volte Espe Ring.
Kaisermanöver.

Neue Aufgaben.

Schlußzeichen-Wechsel-Rätsel.

di ff hm hn in lb li lk mm rl ro te uf uz.
Vorstehende je zwei Zeichen sind die Schlußbuchstaben von 14 Worten, die die gleichen Anfangsbuchstaben, und zwar 2, haben. Wie lauten diese Worte?

Fragment-Aufgabe.

Die nachstehenden acht Wortfragmente:
ot lm um ee ar hu id ai
sollen durch Ansetzen je eines Buchstabens am Anfang zu Worten umgestaltet werden. Diese Buchstaben ergeben alsdann, aneinandergesetzt, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Reisenden.



Literarisches Versteck-Rätsel.

Nur eines hab' ich immer tief bedauert,
Daß auch die schönste Blum' auf unsern Wegen
Die Liebe selbst, nur zwei Minuten dauert.

Wenn man die in obigen Versen gesperrten Buchstaben richtig aneinanderfügt, so erhält man den Namen des Dichters derselben.

Wortspiel.

a:

1. Stadt in Rußland
2. Deutscher Fluß.
3. Singvogel.
4. Kleine Rechnung.
5. Stadt in der Rheinprovinz.
6. Touristischer Ausrüstungsgegenstand.

b:

- Wild.
- Baum.
- Rutenbündel.
- Griechischer Buchstabe.
- Zögling.

Bis auf die Anfangsbuchstaben sind die Worte unter a und b gleich. Hat man die Worte unter a gefunden, müssen die Anfangsbuchstaben der Worte unter b eine Erholungszeit nennen.



Rätsel.

Ich leb' in dem, was einstens war,
Und auch von dem, ist dir dies klar?

Humoristisches.

Aus Pirna. „Sie Kellner! Wollen Sie mir einen Pfannkuchen bestellen?“ — „Ei ja, zu befehlen!“ — „Währ't lang?“ — „Nec, 's werd' rund!“

Der Dank. Bauer (zum Gemeinde-Polizisten): „Warum kaufst D' denn so viel Würst'. Hast wohl Besuch?“ — „Nein, die sind für meine beiden Häftlinge; die haben mir waeker beigestanden, als meine Alte auf mich losging.“

Verlockend. „Ich möcht' einen Schinken mit Trichinen.“ — „Was, du Lausbub! Glaubst du, ich hab' Schinken mit Trichinen? Gleich machst du, daß du weiterkommst, oder ich werf' dich zum Laden hinaus!“ — „O, schau'n S' nach, vielleicht haben S' doch einen! . . . Wissen S', der Meister hat zu mir g'sagt: wenn ich einen Trichinenschinken bring', könnt' ich ihn selber fressen!“

Falsch verstanden. „Der deutsche Sproch“, sagt Janos, „ist ein sehr drolliger Sproch. Mancher Wort hat drei Artikel — zum Beispiel: Das die der Deiwel holt!“

Stoßseufzer einer Ballerina. „Man macht's den Leuten nie recht. Auf den Bällen bin ich ihnen oben zu kurz — auf der Bühne bin ich unten zu kurz; werfe ich meine Anbeter die Treppe hinunter — ich bin überhaupt zu kurz.“

Vorbereitung. „Johann, bring' mir heute Abend eine Portion Rindsfilet!“ — „Herr Leutnant haben vergessen, daß Sie heute beim Herrn Geheimrat zum Abendessen geladen sind.“ — „Richtig, — na, da bring' mir rasch — zwei Portionen!“

Mildernder Umstand. Junger Ehemann: „Die Gastfreundschaft in Ehren, liebe Frau, aber daß dein Bruder an meinen Schrank geht und die letzten vier Zigarren aus meinem Kistchen nimmt, das finde ich nun doch etwas zu weit gegangen!“ — Frau: „Aber Fritz, er hat dir doch auch eine davon angeboten!“

Furchtbare Drohung. „Arthur, wenn du mir nicht ein Auto kaufst, dann werde ich eine Woche lang selbst kochen!“

Angenehme Eröffnung. Fremder: „Wer hat denn hier den Stuhl zerbrochen?“ — Kellner: „Da ist 'n Geschäftsreisender diesen Morgen mit umgefallen, als er die Rechnung gekriegt hat.“

Wohlwollend. Hausfrau (beim Abendessen): „Mir scheint, Sie haben zu viel Schinken abgeschnitten, Marie!“ — Dienstmädchen (weinend): „Aeh, essen Sie 'n nur auf, Madame, mein Schatz ist mir untreu geworden!“

Einverständnis. Frau (zur neuen Köchin): „Soldatenbesuche gestatte ich von vornherein nicht. — „Na, mein Karl kommt aa über die Hintertreppn.“

Aus der Schule. Lehrer: „Wie heißt die Mehrzahl von Heros?“ — Erster Schüler: „Herossel!“ — Lehrer: „Nein.“ — Zweiter Schüler: „Hereros!“

Berechtigte Vorsicht. Don Juan (auf dem Ball vor einer Gruppe reizender Mädchen): „Heute heißt's aber, sich wieder zusammennemen, daß man ledig bleibt.“

Läßt tief blicken. A.: „Was haben S' denn da in dem Kasterl, Herr Müller?“ — B.: „Eine Handvoll Haare — ein Andenken an meine geschiedene Frau!“ — A.: „Die hatte doch keine blonden Haare?“ — B.: „Aber ich!“

Ein Don Juan. „Gestern gut amüsiert auf dem Ball, Herr Leutnant?“ — „Brillant! soll heute mit vierzehn Müttern reden!“